

# Tageblatt

Samstag/Sonntag,  
30./31. Januar 2016

LËTZEBUERG

Beilage zur Nr. 25

## Histoires et mémoires communes

**MEMOSHUAH**  
★ Luxembourg asbl

Le présent complément du Tageblatt, en coopération avec MemoShoah, est publié à l'occasion de la commémoration internationale en mémoire des victimes de l'Holocauste.

Issue d'une prise de conscience de la part de citoyens d'origines et de croyances diverses, MemoShoah a été constituée en 2013. Depuis, notre asbl a repris, du Musée national de la Résistance, l'exposition itinérante „From Shade to Darkness – Le sort des juifs du Luxembourg de 1940-1945“, réédité le catalogue y relatif, et a organisé un nombre important de conférences, de témoignages de survivants et des concerts en mémoire des victimes luxembourgeoises de la shoah. Nous avons par ailleurs activement soutenu de nombreuses initiatives au niveau pédagogique et participé au débat historique et sociétal sur les questions relatives aux poursuites des juifs au Luxembourg durant la Seconde Guerre mondiale. C'est ainsi que nous osons affirmer que c'est aussi un peu grâce à notre association que la Chambre des Députés a voté le 8 juin 2015 à l'unanimité de tous les députés une résolution reconnaissant le tort infligé aux juifs du Luxembourg durant les années de l'occupation.

Ceci nous engage à persévérer. Trop de zones d'ombre subsistent et à un moment où les derniers survivants sont en train de nous quitter il importe plus que jamais de pérenniser la mémoire et de sensibiliser les générations qui nous succèdent dans un monde où de nouvelles perquisitions, flux migratoires et violences sur arrière-fonds racistes nous interpellent. De ce fait il nous incombe plus que jamais de nous investir dans des projets pédagogiques y compris notre projet à long

terme de créer au couvent de Cinqfontaines, lieu d'internement pendant la guerre pour plus de 300 juifs de notre pays, un centre de rencontre pour jeunes dédié à l'enseignement des droits de l'Homme et à l'histoire de la shoah. Nous continuerons à réaliser avec des écoles et institutions communales des cycles de conférences et de manifestations à l'image des six semaines „Mémoires communes – verfollegt, verdrängt, vergiess“ organisées récemment avec grand succès à Remich et Mondorf-les-Bains. Notre exposition itinérante qui a été visitée en mai par S.A.R. le Grand-Duc et le Premier ministre Xavier Bettel, exposée du 24 au 29 janvier au Conservatoire de la Ville de Luxembourg, migrera par après à l'ECG, à Bascharage, Mersch, Wiltz, au Lycée Robert Schuman et au Lycée technique de Lallange. Nous sommes bien fiers de ce succès.

*Henri Juda, président, Freddy Thyès, vice-président, Daniel Thilman, trésorier, Erna Hennicot-Schoepges, présidente du comité de patronage, pour le conseil d'administration de MemoShoah asbl*



# Tag des Gedenkens an die Opfer und die Gräueltaten des Holocaust

Vom Erinnern, Leid-Anerkennen, Verantwortung-Tragen, Bewahren, Forschen, Weitervermitteln und der Verpflichtung des Gedenkens



Am 27. Januar 2015, dem 70. Jahrestag der Befreiung des Lagers Auschwitz durch die Rote Armee, weihte eine Luxemburger Delegation, angeführt von Erbgroßherzog Guillaume und seiner Gattin Stéphanie, am Nachmittag eine in luxemburgischer Sprache verfasste Gedenkplatte ein. Am Abend fand in der Philharmonie ein offizielles Konzert zu Ehren der Opfer der Shoah aus Luxemburg statt, in Anwesenheit von Großherzog Henri und Großherzogin Maria Teresa.

Henri Juda,  
Präsident MemoShoah asbl

Zum 71. Mal wiederholt sich der Tag, an dem Auschwitz von der Roten Armee befreit wurde. Auschwitz steht wie kein anderer Ort auf der Welt für das Böse. Ein Symbol für die Unmenschlichkeit, zu der Menschen fähig sind. Deshalb wurde der 27. Januar von den Vereinten Nationen und dem Europarat zum Gedenktag an die Opfer und die Gräueltaten des Holocausts ausgerufen. Auch hier in Luxemburg versucht unter anderem die Vereinigung MemoShoah das Thema aufzugreifen und zu vertiefen. Selbstverständlich ist keiner der zur Zeit lebenden Luxemburger in irgend einer Weise für den Holocaust verantwortlich. Für den Umgang damit und das Gedenken daran allerdings durchaus.

In Luxemburg wie in anderen Ländern ging die Initiative zur Aufarbeitung von Verfolgung und Unterdrückung der jüdischen Bevölkerung in der nationalsozialistischen Besatzungszeit zuerst von Einzelpersonen wie dem Journalisten und Historiker Paul Cerf aus. Vorher gab es lediglich vereinzelte Beiträge im *Rappel*, der Zeitschrift der „Ligue des prisonniers politiques et des déportés“ (LPPD), teils von jüdischen Überlebenden oder von KZlern, die aus eigener Erfahrung über das Elend der jüdischen Schicksalsgenossen berichteten. Nur interessierten diese Artikel kaum die breite Öffentlichkeit. Weder das Parlament noch die lokale Presse nahm im Wesentlichen Notiz von dieser vergessenen Aufarbeitung. Erst seit dem Jahr 2000 widmen sich auch Berufshistoriker verstärkt diesem Thema. Im Gegensatz zum Ausland haben sich bis dato die „Holocaust Studies“ in Luxemburg nicht zu einem wichtigen Feld der Historiografie entwickelt.

Auch in puncto Gedenken muss man feststellen, dass die Verfolgung und Ermordung der Juden auf lokaler und nationaler Ebene oft schlicht vergessen wurde und kaum offizielle Anerkennung fand. Während in Belgien, Frankreich, den Niederlanden und der



Viele argumentieren, dass dieses ganze Aufarbeiten der Vergangenheit unnötig wäre und wir andere Probleme hätten, wie zum Beispiel die vielen Völkermorde weltweit und die Flüchtlinge, die dieser Tage mit furchtbaren Erlebnissen im Gepäck hier ankommen.

Genau hier müssten wir meines Erachtens aber alle zeigen, dass wir aus den Verhaltensmustern der Zivilgesellschaft der Jahre 1938-44 gelernt haben.

Henri Juda,  
Präsident MemoShoah asbl

in dieser Beziehung vorbildhaften Bundesrepublik Deutschland Staatsoberhäupter und/oder Regierungschefs seit Ende der 1990er Jahre an den vielen offiziellen Shoah-Gedenkfeiern teilnahmen, war es diesbezüglich reichlich still in Luxemburg. Wohl auch deshalb, dass es – aus welchen Gründen auch immer – bis dato noch kein nationales Shoah-Mahnmal in der Hauptstadt gibt.

Eigentlich musste man bis zum 27. Januar 2015 warten, bis das großherzogliche Paar und der neue Regierungschef an einem offiziellen Gedenkkonzert zu Ehren der Opfer des Holocausts aus Luxemburg teilnahmen.

Grundsätzlich hat man das Gefühl, dass bis vor kurzer Zeit der offizielle Diskurs hier in Luxemburg allzu lange nicht so recht anerkennen wollte, dass es neben den Resistenzlern und den Zwangsrekrutierten auch die Opfergruppe der mehr als 4.000 rassistisch verfolgten Juden gab, die ab 1940 ausgegrenzt, entrechtet und in der Shoah um mehr als ein Drittel dezimiert wurden.

Es wäre, in Zeiten, wo auch hierzulande Meinungsumfragen über alles Mögliche in Mode gekommen sind, wohl auch nicht uninteressant, empirisch zu ermitteln, wie hoch der diesbezügliche Kenntnisstand unserer Bevölkerung ist. Besonders der unserer Jugend.

Interessant wäre es auch zu erkunden, wie stark so manche über Jahrhunderte gewachsene Ressentiments und Vorurteile noch verwurzelt sind. Man denke nur an die unsägliche und ach so tief traditionsverwurzelte Märchenfeier in Vianden oder an hirnrissige Judenwitze mit Aschenbechern in einem VW. Auch heute finden Luxemburger Sprachfreaks es immer noch erwähnenswert, dass rothaarige Juden die besten Lügner sind.

Natürlich ist dies nur die eine Seite der Medaille und es gibt glücklicherweise daneben ja auch in Luxemburg sehr viele positive Entwicklungen, besonders in den letzten Jahren.

Ein Höhepunkt war sicherlich die am 9. Juni 2015 feierlich und

einstimmig gefasste Resolution unseres Parlaments und die nachfolgende Proklamation der Regierung auf Basis des „Rapport Artuso“. Es war ein Tag, an dem ich echt stolz war, Luxemburger zu sein.

Viele argumentieren, dass dieses ganze Aufarbeiten der Vergangenheit unnötig wäre und wir andere Probleme haben wie zum Beispiel die vielen Völkermorde weltweit und die Flüchtlinge, die dieser Tage mit furchtbaren Erlebnissen im Gepäck hier ankommen.

Genau hier müssten wir meines Erachtens aber alle zeigen, dass wir aus den Verhaltensmustern der Zivilgesellschaft der Jahre 1938-44 gelernt haben.

Das ist ein besonderes Anliegen in MemoShoah und irgendwie in unserer aller Verantwortung.

Selbstverständlich richtet sich dabei der Blick auf unser Schulsystem, auf die Inhalte, die dort vermittelt werden im Geschichtsunterricht, aber auch in anderen Fächern wie Staatskunde, Moral-Philosophie und Sprachwissenschaften.

Mehr denn je gilt es die didaktisch richtigen Konzepte zu entwickeln und ständig zu verbessern, auch und weil die letzten Zeitzeugen von uns gehen. Ich habe dabei volles Vertrauen in die Arbeit der großen Mehrheit unserer Lehrer und Lehrerinnen.

Wir sollten uns auch, mehr als 70 Jahre nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs, ernsthaft damit beschäftigen, neue Formen der Gedenkkultur zu entwickeln. Dabei sollte das Gedenken in Richtung nachhaltiger Didaktik und auf das Verstehen der Lehren, die aus den Verhaltensmustern, die zur Shoah führten, zu ziehen sind, ausgerichtet werden.

Hier einige positive Beispiele: Seit ca. 20 Jahren fahren auf Initiative der Vereinigung „Temoins de la Deuxième Génération“ jährlich mehr als hundert Schüler und Studenten, begleitet von engagierten Pädagogen, nach Auschwitz. Im „Musée de la Déportation“ in Hollerich und im „Musée National de la Résistance“ finden regelmäßig Ausstellungen zur Thematik des Holocausts statt. Die MnR-Ausstellung „From Shade and Darkness“ wurde mit Mitteln der asbl MemoShoah zu einer Wanderausstellung modifiziert und wurde bis dato schon in vielen Gemeinden, Kulturzentren und

Schulen gezeigt. Sie ist noch bis Ende dieser Woche im hauptstädtischen Konservatorium zu sehen und wird dann weiter wandern, unter anderem in Schulen nach Bascharage, Mersch, Wiltz und Lallingen. Als vorbildlich erwähnen will ich auch die kürzlich stattgefundenen Aktion „Memoires Communes“ der Gemeinden Remich und Mondorf, wo im Rahmen dieser Ausstellung mehrere Veranstaltungen zum Thema einen großen Publikumserfolg kannten. Die Gestaltung lag in den Händen von Zeitzeugen, engagierten Lokalhistorikern und sehr kompetenten Geschichtsforschern ...

Viele engagierte Bürger, aber auch Journalisten, Lehrer und Professoren, wie beispielsweise die Autoren und Autorinnen der verschiedenen Artikel dieses Forums, haben entschieden dazu beigetragen, die Thematik der breiten Öffentlichkeit näherzubringen. Ihnen gebührt mein besonderer Dank.

Auch mit der Gründung eines einheitlichen Instituts für Zeitgeschichte und einer Stiftung zur Erforschung des Holocausts sowie dem neuen Archivgesetz scheinen wir endlich auf dem guten Weg zu sein. Wohl sehr spät, aber auch irgendwie nie zu spät. Das MemoShoah-Projekt, im Kloster Fünfbrunnen – dem Ort, wo ca. 400 Juden aus Luxemburg eingewiesen wurden, um von dort aus in den Tod abtransportiert zu werden – eine überregionale Shoah-Gedenk- und Jugendbegegnungsstätte anzusiedeln, würde genau dieser angesprochenen Zielsetzung gerecht werden.

Schlussendlich will ich dem Bürgermeister und dem Gemeinderat Differdingen danken, und die Veranstalter des Klänge Marbacher Festivals nicht vergessen, die seit nunmehr drei Jahren ein vielbeachtetes Gedenkkonzert in diesem Kloster veranstalten.

Vorliegende Sondernummer des *Tageblatt* zeigt in unterschiedlichen Artikeln die Vielschichtigkeit der Judenverfolgung auf, oft hinterlegt mit Beschreibungen von Einzelschicksalen, die, meist eindrucksvoller als trockene Zahlen, einen Einblick bieten in den Alltag dieser schrecklichen Zeit der Judenausgrenzung bis hin zur Vernichtung.

Begann der Weg der Luxemburger Juden nach Auschwitz nicht auch ein wenig in der Teilnahmslosigkeit der Herzen der Bevölkerung der Jahre 1940-43? Wobei gerade das Schicksal meines Vaters (siehe Artikel von Wolfgang Schmit-Kölzer) auch wieder das Gegenteil beweist. Geschichte ist eben nicht schwarz-weiß.

Ich danke dem unermüdlichen Koordinator dieser Sondernummer, Denis Scuto, Professor für Luxemburger Zeitgeschichte an der Uni Luxemburg, und allen Autoren und Autorinnen, die in sehr kurzer Zeit einen Beitrag bereitstellten, insbesondere auch deshalb, weil sie, im Gegensatz zu mir, wissenschaftlich an die Thematik herangegangen sind und auf jede Moralisierung verzichtet haben. Auch möchte ich der Direktion des *Tageblatt* danken und letztlich Ihnen, liebe Leser, dass sie sich mitten im alle Sinne beanspruchenden Autofestival auch ein wenig mit diesem Thema befassen.



# „On a eu beaucoup de chance“

Un jour de novembre 1940, Rachel Wolf, qui a aujourd'hui 93 ans, a été expulsée du Grand-Duché avec sa famille, de confession juive

Frédéric Braun,  
journaliste au *Quotidien*

## Quels souvenirs gardez-vous du jour de votre expulsion?

Rachel Wolf: C'était le 3 novembre 1940, si je me souviens bien. J'avais 18 ans et on m'avait fait cadeau d'une belle chevalière ornée de mes initiales. Je portais également une montre simple avec un ruban en tissu noir. Lorsque j'ai descendu les escaliers pour monter dans le bus, on m'a sommée de montrer mes mains. Alors le type de la Gestapo m'a ôté ma chevalière et ma montre: je n'avais plus rien. C'était un transport de 300 juifs. Les gens nous observaient, mais à l'arrière de chaque bus il y avait deux soldats allemands avec des baïonnettes. Tout le monde se taisait. Nous avions des sacs à dos et seulement de quoi se nourrir pour quelques jours. Cela devait être différent pour nous, enfants, mais pour nos parents qui avaient travaillé pour mettre sur pied ce qui représentait leur vie entière, laisser tout derrière eux était extrêmement éprouvant. Il y avait des bébés en sanglots dans ce bus, qui ne s'est d'ailleurs jamais arrêté lorsqu'on devait aller aux toilettes.

## Que s'est-il passé ensuite?

La première nuit, on a dormi à Poitiers dans un hôtel misérable. Pendant trois jours, nous avons traversé la France entière. J'ai gardé une lettre de ma grand-mère qui ne voulait pas partir avec nous et qui a été internée à Cinquantaines. Nous autres avons atterri à Bayonne où nous avons fini par rester trois mois. Nous avons fait le trajet jusqu'à la frontière portugaise, mais on ne nous avait pas laissé entrer. Au lieu de cela, on nous mettait dans des trains, jeunes et vieux. C'était atroce. Il y a même eu un incendie. La Croix-Rouge nous donnait du pain et du thé, mais c'était à peu près tout. Il y eut un Monsieur Greif [Hersch] qui est mort dans notre coupé. Mon père a eu la permission d'aller à son enterrement, à Vilar Formoso (Portugal). L'épouse aussi est morte peu après. Quel homme aimable ... Ils étaient réfugiés autrichiens. Lui fabriquait du chocolat qu'il vendait à des connaissances pour joindre les deux bouts. Puis, un jour, il a été décidé de nous transférer à Bayonne d'où on nous a dit de partir fin février. On n'a jamais su qui en avait donné l'ordre. C'est alors que nous avons pris un train pour Lyon, où nous sommes restés une année entière.

## Comment avez-vous vécu à Bayonne?

Ni mes parents ni les autres n'ont beaucoup bougé. Ils ont tous obéi et avaient peur. On n'avait pas le droit de sortir. C'était primitif. Il n'y avait pas d'eau courante, que des constructions en bois, des tables, des bancs. On dormait sur des espèces de civières. Nous recevions des sacs blancs que nous remplissions de foin ainsi que des couvertures grises. Du coup, on souffrait d'éruptions. Mais nous étions jeunes. Le soir, on se retrouvait entre nous. L'un jouait du violon, l'autre chantait ... Cela a duré trois mois.

Je l'ai mieux vécu que ma soeur, qui a développé un rhumatisme articulaire. Un certain René Nussbaum, sportif originaire d'Esch-sur-Alzette, venait lui faire des massages. Bien plus tard, elle s'est mariée et a eu des enfants. Malgré tout, son coeur continuait de lui poser problème. Cela lui venait de ce rhumatisme articulaire qui



J'ai lu Emile Zola à 14 ans, par exemple. Ma mère était une femme très intellectuelle, et dans sa pensée et dans son être.

n'avait pas pu être soigné et elle en est morte, à l'âge de 64 ans seulement.

## Après Bayonne, vous êtes allés à Lyon ...

Ma mère nous a amenées à l'hôpital pour nous faire désinfecter. Elle tenait beaucoup à ce qu'on ait l'air net et propre. On habitait un hôtel bon marché, place Bellecour, avec d'autres réfugiés. Là, une association offrait des cours de couture et aussi de chimie cosmétique. Cela ne m'aura servi à rien du tout, mais au moins cela nous occupait. La vie était difficile. Nous n'avions pas de tickets alimentaires. Le pain, le beurre, tout cela, il fallait l'acheter sur le marché noir et cela coûtait cher. Nous dormions à quatre dans une seule pièce, mes parents, ma soeur et moi. Il n'y avait qu'un lavabo et un réchaud à alcool. Mais en bas, il y avait un restaurant et la tenan-

saire. A Lyon, il restait le consulat américain et on a eu beaucoup de chance qu'il nous laisse entrer dans son pays avec mon père qui était déjà malade. A mon père, le monsieur a dit: „Je ne devrais pas vous le donner puisque vous êtes malade.“ Puis, en nous regardant, ma soeur et moi: „C'est bon, vos deux filles pourront subvenir à vos besoins.“ Cela a été une journée horrible. Mais avant d'obtenir nos visas, il a fallu qu'on passe encore trois semaines dans un camp pas loin de Casablanca, à Ain Sebaâ. Là, nous avons retrouvé beaucoup de Luxembourgeois. (Elle cite ses notes) „Le camp est sous surveillance française, le mot hygiène est inconnu. Il y a des milliers de mouches qui nous tyrannisent.“ C'était insupportable. Il n'y avait aucune intimité. Enfin, en juin 1942, nous sommes arrivés à New York à bord d'un petit bateau, le Serpa Pinto.

## Avant tout ce périple, à partir de quand avez-vous su que vos jours seraient en danger?

Dès les années 30, on s'est rendu compte que la situation avait changé, lorsque des juifs allemands sont venus s'installer à Luxembourg, dont de jeunes filles avec qui j'étais en classe. Nous avions une grande cave où se trouvaient des vêtements pour les réfugiés qui débarquaient sans rien, gérée par Esra (NDLR: société d'aide fondée par le Consistoire). Et puis, il y eut une association d'étudiants qui chantait „1,2,3 t'geet e Judd kabott“ (NDLR: un juif crève). Cela nous terrifiait. Puis un jour, toutes les filles juives ont été convoquées par le directeur qui nous a annoncé qu'on n'avait plus le droit d'aller à l'école. Il fallait qu'on reste chez nous. Nous n'avions plus le droit ni d'aller au cinéma, ni d'aller au parc. Dès 1936/1937, nous écoutions les discours de Hitler et nous étions conscientes de la situation en Europe. Je me souviens qu'en 1938 on s'était réfugiés à Bruxelles par peur d'une invasion allemande. Nous aurions dû partir à ce moment-là.

## Quelle place le judaïsme occupait-il dans votre jeunesse?

Nous n'étions pas particulièrement religieux, à part que nous observions les jours de fête. Ma grand-mère était une femme très

sévère, très pieuse. Avant que mon père ne tombe malade, nous étions un ménage casher. Lorsqu'on mangeait de la viande, il n'y avait pas de lait sur la table. Mais ma grand-mère était beaucoup plus sévère. Elle avait sa propre nappe au bout de la table. Elle mangeait des sardines en boîte et non dans l'assiette, avec un oeuf dur et du pain. Un jour, elle a estimé qu'on ne mangeait pas suffisamment casher et elle a décidé de ne plus revenir (elle rit). Nous allions aussi à la synagogue. Je prenais des cours auprès du Rabbi Serebrenik. Vous viviez à Luxembourg ... J'ai fréquenté l'école primaire du quartier de la Gare où mes parents tenaient un commerce de laine en gros. Mon école, qui n'existe plus, se trouvait rue de Strasbourg. J'ai été éduqué chez les nonnes: soeur Aloysia, soeur Séraphine ... Elles étaient gentilles avec nous. Au lieu des prières chrétiennes, elles nous demandaient de réciter les nôtres. J'avais une très belle écriture. J'ai écrit moi-même ma demande d'entrée au lycée. A 12 ans, ma soeur et moi avons participé au cours moyen de Serebrenik, qui nous a familiarisées avec la littérature juive. J'ai passé une belle jeunesse, au fond. Sans souci.

## A la maison, quelle langue parliez-vous?

Nous parlions français à ma mère et luxembourgeois avec mon père. Mes parents parlaient yiddish entre eux pour qu'on ne les comprenne pas. Je ne le parle toujours pas, ce qui est dommage. Mais j'ai beaucoup de livres traduits d'Isaac Bashevis Singer ou de Sholem Asch. Ma mère lisait beaucoup en français. Nous avions une bibliothèque dans notre salon. J'ai lu Emile Zola à 14 ans, par exemple. Ma mère était une femme très intellectuelle, et dans sa pensée et dans son être.

## Une fois à New York, comment avez-vous vécu?

Ma mère tenait absolument à ce que ma soeur, qui n'avait que 14 ans, retourne à l'école. Ma soeur faisait aussi du babysitting, tandis que moi, j'ai réussi à décrocher un emploi comme tailleur de diamant, grâce à un cousin de ma mère, qui était née à Anvers. Cela m'a permis de gagner beaucoup d'argent et de soutenir mes pa-

rents auxquels ils ne restait plus grand-chose. C'était un travail qui demandait une certaine agilité: 100 pièces à un carat! Plus on travaillait et mieux c'était rémunéré. On était une vingtaine dans ce „shop“: des Belges, des Allemands, des Viennois. Tous des Européens. C'était un temps plaisant. Mon père s'est essayé à l'anglais, sans succès. Cela nous a toujours beaucoup amusées. De même que mon futur beau-père. C'étaient de vrais Luxembourgeois pour lesquels l'anglais, ça n'allait pas du tout. C'est à New York que j'ai fait la connaissance de mon mari: un Eschois luxembourgeois (elle rit). Nous formions une clique de Luxembourgeois, juifs et autres. On s'est mariés et, en 1945, nous sommes retournés au Luxembourg pour rouvrir l'ancien magasin de meubles de mon mari, qui se trouvait rue du X-Septembre à Esch-sur-Alzette. Au début, je n'ai pas osé entrer à l'intérieur, car il était plein de souris. Peu à peu, mon mari a recommencé à travailler. Il s'est rendu à Malines pour acheter deux tables et huit chaises. Il fallait en effet tout recommencer de zéro.

## Avez-vous eu droit à des réparations?

Rien. Pas un sou. Si on n'avait pas travaillé nous-mêmes, nous n'aurions rien. Je n'étais pas luxembourgeoise, mais apatride comme mon père. Il était né en Pologne, près de Varsovie, et était venu au Luxembourg à l'âge de 11 ans. Toutes ses demandes de naturalisation avaient été refusées, soit parce qu'il manquait quelque chose, soit parce qu'il y avait une erreur ... On ne naturalisait pas beaucoup à l'époque, et je pense que cela a beaucoup peiné mon père, qui après tout avait été scolarisé à Luxembourg, avec mon grand-père employé à la manufacture de gants dans le Grund.

## Avez-vous perdu des proches?

Oui, ma grand-mère, qui a été transféré à Theresienstadt avec sa soeur et la nièce de celle-ci. On l'a ensuite transportée ailleurs. Elle est morte gazée, contrairement à sa soeur et à la petite fille qui vit toujours en Israël. Elle m'a appelée il y a deux mois pour prendre de mes nouvelles. Nous avons longuement parlé ensemble.

Et puis, il y eut une association d'étudiants qui chantait „1,2,3 t'geet e Judd kabott“. Cela nous terrifiait.

Rachel Wolf  
Juive expulsée du Luxembourg

cière, qui était gentille, venait des fois nous apporter de la soupe. Un jour, mon père s'est retrouvé au milieu d'une rafle. Il voulait acheter du chocolat pour nous sur le marché noir. Il a été libéré le jour d'après. Il y eut à Lyon un abbé qui a fait beaucoup de bien pour les juifs ...

## Finalement, comment avez-vous réussi à quitter l'Europe?

On a reçu nos visas pour les Etats-Unis le jour de mon anniver-





ANLux, MJPet, 250241

# Ein Vizeweltmeister für Luxemburg im Tischtennis

Jakob Tartakower

Romain Sahr

Bei den 13. Weltmeisterschaften im Tischtennis, die vom 6. bis 11. März 1939 in Kairo stattfanden, erzielte die „Fédération Luxembourgeoise de Ping Pong“ bei ihrer ersten Teilnahme an einer WM eine Silbermedaille im Herren-Doppel.

Damals und bis heute hat die Luxemburger Öffentlichkeit von diesem Ereignis keine Kenntnis genommen. Dass man davon keine Spuren in der damaligen Sportpresse findet, lässt sich noch dadurch erklären, dass Sport in der Presse einen geringen Stellenwert besaß, was umso mehr für eine in Luxemburg neue Sportart wie Tischtennis galt.

Aber auch in der Chronik des TT-Verbandes findet man davon keine Spur. Im Zuge des Wiederaufbaus der FLTT nach dem 2. Weltkrieg veröffentlichte der da-

So liest man dort, dass am 8. Oktober 1938 die Luxemburger Nationalmannschaft „ge'nt de' beschtbekannt Wiener Equipe Fair-Unitas“ (FLTT, 1947, S.17) antrat und mit 6-2 verlor. Die Wiener Mannschaft bestand dabei aus den Spielern Tartakower, Pollak, Schlafenberg, Hillmann und Loeffler.

Kurze Zeit später, wahrscheinlich am 5. und 6. November, fand eine „Coupe des 4 Nations“ statt „mat Frankreich, Polen, E'streich a Letzeburg“ (FLTT, 1947, S. 17). Dieser Wettbewerb hatte seinen offiziellen Namen als Nationenpokal sicherlich nicht verdient, denn die Resultate verdeutlichen, dass es sich wohl eher um einen Vereinswettbewerb handelte. Es siegte Fair-Unitas mit Tartakower, Schlafenberg und Loeffler vor Frankreich und Capip Letzeburg.

Im Rahmen dieses Wettbewerbs fand auch ein individuelles Turnier statt. Im Einzel mit 49 Teilnehmern gewann Loeffler (Wien) vor Henry (Frankreich) und Schlafenberg (Wien). Das Doppel ging „à la surprise générale“ (FLTT, 1961, p. 32) an die Luxemburger Paarung Willmes/Steimetz vor Hillmann/Schlafenberg (Wien), Tartakower/Loeffler (Wien) und Henry/Lorrain (Frankreich).

Rund vier Monate später traten Wiener Spieler als Luxemburger Nationalmannschaft bei der WM in Kairo an. „Am 6. März beginnen in Kairo, in der Hauptstadt Ägyptens, die Kämpfe um die Weltmeisterschaften im Ping-Pong (Tischtennis), an dem sich erstmals unser Land beteiligen wird. Unsere besten Tischtennispieler, die HH Otto Schlafenberg und Jacq. Tartakower werden die Luxemburger Farben in Kairo vertreten. Die Luxemburger Vertreter haben die Hauptstadt am Dienstagabend verlassen.“ (Tageblatt, 4.3.1939). Auf der Meldeliste und in den Resultatsbögen der WM im Archiv der ITTF findet man als dritten Teilnehmer F. Hillmann.

Bei diesem ungewöhnlich anmutenden Vorgang handelte es sich allerdings nicht um einen schnellen Nationalitätenwechsel bei einigen Tischtennis-Assen aus sportlichen Überlegungen heraus. Die intensive sportliche TT-Aktivität in Luxemburg während der Herbsttage des Jahres 1938 war nicht Teil eines Vorbereitungslehrgangs auf die kommende WM. Die im Nationalarchiv gelagerten Dossiers, die in jener Zeit von der „Police des étrangers“ für jüdische Emigranten angelegt wurden, vor allem solche, die nach dem Anschluss Österreichs an das Hitler-Deutschland in Luxemburg Zuflucht gesucht haben, entwerfen ein ganz anderes Bild von den damaligen Ereignissen im Tischtennisbetrieb. Für alle drei Mitglieder der Luxemburger TT-Nationalmannschaft in Kairo findet man entsprechende Dossiers der „Police des étrangers“.

So kam Jakob Tartakower (geb. am 2.11.1918 in Wien als Sohn eines aus Brody-Polen stammenden jüdischen Ehepaars) am 18. Juli 1939 nach Luxemburg und

erhielt eine vorerst auf drei Monate befristete Aufenthaltsgenehmigung. Mithilfe eines in New York lebenden Onkels wollte er über Amsterdam nach Nordamerika auswandern. Nach Ablauf einer dreimonatigen Aufenthaltsgenehmigung konnte diese dank des Einsatzes der jüdischen Hilfsgemeinschaft ESRA mehrfach verlängert werden. Die Abreise scheiterte daran, dass trotz Bürgschaften „die vom General-Konsul geforderten 3.000 Dollar nicht aufgebracht werden“ konnten. Ein Antrag seiner Eltern für eine Aufenthaltsgenehmigung in Luxemburg wurde trotz der Intervention von Victor Bodson vom Justizminister abgelehnt. An der Jahreswende 1938/1939 muss dann den Eltern von Wien aus auf anderem Weg die Einreise nach New York gelungen sein, während die Situation für den Sohn in Luxemburg bedrohlicher wurde. An dem Tag, als Jakob Tartakower eine weitere Verlängerung der Frist für zwei weitere Monate mitgeteilt wurde, antwortete Herr Hertz im Namen der ESRA: „Nous avons l'honneur de porter connaissance que le sus-nommé a quitté le Grand-Duché en date du 28.2.1939. Il est émigré par nos soins en Egypte.“

Otto Schlafenberg kam von Wien aus am 17. August 1938 in Luxemburg an. Noch vor Ablauf der am 18. Januar 1939 um zwei Monate verlängerten Frist reiste er mit Tartakower – beide waren zu diesem Zeitpunkt wohnhaft im Hôtel Select (rue de Strasbourg) – nach Ägypten zu den TT-Weltmeisterschaften, wohl wissend, dass er nicht berechtigt war, „à retourner dans le Grand-Duché du Luxembourg“.

In Kairo traten sie zusammen als Luxemburger Nationalmannschaft vorerst in dem Mannschaftswettbewerb an. Nach Niederlagen gegen die Tschechoslowakei (0-5), Jugoslawien (1-5), England (0-5), Litauen (0-5 w.o.), Rumänien (3-5), Ägypten (1-5), Frankreich (3-5), Griechenland (2-5), Indien (3-5) und Palästina (3-5) beendeten die „Luxemburger“ den Mannschaftswettbewerb auf dem elften und letzten Platz.

In den Mannschaftsbögen mit den Ergebnissen (<http://www.ittf.com/museum/>) werden die vorgesehenen Matches für Hillmann als dritten Spieler der Mannschaft zwar aufgeführt, als Resultat wird aber in allen Fällen angegeben, dass sie w.o. verloren gingen. Daraus lässt sich schließen, dass Hillmann nicht nach Ägypten gefahren ist und auch nicht an der WM teilgenommen hat.

## Ein jüdisches Netzwerk in Kairo

Friedrich Hillmann (geboren am 2.7.1919) kam am 2. August 1938 nach Luxemburg und wollte nach Santo Domingo bzw. nach Kolumbien auswandern. In seinem Dossier wird am 6. September 1939 verzeichnet, dass es „infolge des ausgebrochenen Welt-

Der luxemburgische Vizeweltmeister im Tischtennis von 1939, Jakob Tartakower



ANLux, MJPet, 250599

Otto Schlafenberg



ANLux, MJPet, 250417

Friedrich Hillmann

Nous avons l'honneur de porter connaissance que le sus-nommé a quitté le Grand-Duché en date du 28.2.1939. Il est émigré par nos soins en Egypte.

Herr Hertz im Namen der ESRA an dem Tag, als Jakob Tartakower eine weitere Verlängerung der Frist für zwei weitere Monate mitgeteilt wurde

malige Generalsekretär und Motor des Verbands Metti Steimetz 1947 das Buch „Tennis de Table. Le sport le plus élégant“, in dem alle internationalen Begegnungen seit Entstehen der FLTT 1936 aufgeführt sind. Vergeblich sucht man nach Hinweisen auf einen Auftritt Luxemburger TT-Spieler bei der WM in Kairo. Die Teilnahme an den Weltmeisterschaften in Paris im Jahr 1947 wird sogar explizit als erstmalige Beteiligung Luxemburgs an einer WM bezeichnet. Bei Gelegenheit des 25. Jubiläums des Verbands veröffentlichte die FLTT eine Broschüre mit einer exhaustiven Zusammenstellung der Resultate aller internationalen Einsätze. Ihr Autor, der langjährige Sekretär der Gemeinde Luxemburg Marcel Franck, erwähnt mit keinem Wort die Teilnahme an der WM 1939.

Und dennoch finden sich in diesen Zusammenstellungen die Namen des Luxemburger Vizeweltmeisters Jacques bzw. Jakob Tartakower ebenso wie diejenigen der Spieler Schlafenberg und Hillmann, die von dem Internationalen Tischtennisverband (ITTF) als Luxemburger Mannschaft bei der WM in Kairo registriert sind.

## Quellenverweis

Archiv:

Archives nationales Luxembourg: Police des étrangers

Archiv FLTT

Tageblatt 4.3.1939/5.8.1939

Internetquellen:

[http://www.genami.org/listes/luxembourg/luxembourg\\_1940fr1.php](http://www.genami.org/listes/luxembourg/luxembourg_1940fr1.php)

<http://bdi.memorialdelashoah.org/>

[http://ittf.com/ittf\\_stats/](http://ittf.com/ittf_stats/)

<http://www.ittf.com/museum/>

Literatur:

FLTT (Hrsg.): Tennis de Table. Le sport le plus élégant, Luxembourg 1947

FLTT (Hrsg.): 25 années. Fédération Luxembourgeoise de Tennis de Table 1936-1961, Luxembourg 1961

FLTT (Hrsg.): Cinquantenaire. Fédération Luxembourgeoise de Tennis de Table 1936-1981, Luxembourg 1986

Scuto, Denis. La Commission administrative et le fichier juif de la Gestapo. Tageblatt 270/2015 (19.11.2015), S. 4-5

US Mondorf TT (Hrsg.): Brochure du 75<sup>e</sup> anniversaire. Union Sportive Mondorf – Tennis de Table, 2010



MEN DOUBLE.			
1/8	1/4	1/2	F
M. Marinko - T. Harangozo - Yo. H. Lurie - J. K. Hyde - An.	Lurie-Hyde 3/1	Lurie-Hyde 3/1	Final: Barna-Bergmann 11,9,12
H. M. Barafwala - In. B. Vana - V. Tereba - Tc.			
S. Berkovitz - E. Ades - Eg. S. Finkelstein - Pa.	Bercovitz Ades 3/1	Barna Bergmann 3/0	
J. C. Guerin - Fr. Heg. Said - E. Gagali - Eg.			
K. H. Kapadia - C. N. Rajan - Ind. H. Abu Heif - A. Abu Heif - Eg.	Leventis Kassavetis 3/1	Barna Bergmann 3/0	
J. Leventis - A. Kassavetis - Gr. A. Tewfik - S. Osman - Eg.			
V. Barna - R. Bergman - An. A. Herzkovic - L. Ratkovic - Yo.	Barna Bergmann 3/0	Barna Bergmann 3/0	
V. Variakojis - E. Nikolskis - Li. G. Eroes - V. Vladone - Ro.			
M. Haguenauer - R. Bedoc - Fr. A. J. Willmott - An.	Haguenauer Bedoc 3/1	Haguenauer Bedoc 3/0	Hamr- Tartakower 3/1
M. Hamr - Tc. V. Heksner - Z. Dolinar - Yo.			
K. Stajn - E. Merksamer - Yo. M. Geargoura - A. Massanoud - Eg.	Bubley Stanley 3/0	Hamr Tartakower 3/1	
J. Tartakower - O. Schlafenberg - Lux. E. Bubley - K. Stanley - An.			
N. Naumescu - M. Moscovici - Ro. Mansour Hilmy - Eg.	Hamr Tartakower 3/1	Hamr Tartakower 3/1	
M. El Tawil - Eg. D. R. Bhasin - A. K. Ghosi - Ind.			
T. Helal - A. Ehrlich - Eg. et Po. V. Dzindzilauskas - C. Duskes - Li.	Helal Ehrlich 3/0	Hamr Tartakower 3/1	
R. Karlecek - Ing. Heydusek - Tc. J. Kelaidis - J. Paleologue - Gr.			



Fotos: ITTF

krieges nicht möglich ist, eine Auswanderung des Interessenten herbeizuführen“. Die WM in Kairo mag auch ihm eine Chance zur Auswanderung geboten haben, sodass er für die WM offiziell bei der ITTF gemeldet wurde. Deshalb er dann doch nicht mitgereist ist, dafür kann es nur Vermutungen geben. Vielleicht konnte man in seinem Fall nicht das nötige Geld aufbringen, vielleicht hat er es vorgezogen, zu seiner in Frankreich lebenden Schwester zu ziehen. Dass er die Möglichkeit der Ausreise nach Kairo nicht nutzen konnte, bedeutete für ihn wohl das Todesurteil. Gemäß dem „Mémorial de la déportation des juifs de France“ von Beate und Serge Klarsfeld ist er mit dem Transport 29 von Drancy bei Paris nach Auschwitz-Birkenau gekommen und dort am 7. Juli 1942 gestorben.

Für Jacques Tartakower dagegen brachten die Weltmeisterschaften auch auf sportlichem Plan ein Happy End. Dass Tartakower ein ausgezeichneter Spieler war, hatte er bereits in den Mannschaftsspielen gezeigt, denn sämtliche Einzelerfolge gingen auf sein Konto, so dass am Ende für ihn eine 11-6 Bilanz zu Buche stand. Tartakower bestätigte im Einzelwettbewerb, dass er ein hervorragender TT-Spieler war. Bei 68 Teilnehmern schied er erst im Achtelfinale gegen den zweifachen Einzelweltmeister Bohumil Váňa (Tschechoslowakei) aus und konnte ihm dabei sogar einen Satz abnehmen. Tartakower ist damit der einzige „Luxemburger“, der bisher bei einer TT-WM das Achtelfinale erreichen konnte.

Es war aber das Doppel, das Tartakower eine sportliche Sternstunde bescherte. Er trat zusammen mit Miloslav Hamr an, der mit seiner tschechoslowakischen Mannschaft in Kairo den Weltmeistertitel holte. Nachdem sie im Achtelfinale Finkelstein (ISR)/Helmy (ENG) mit 3-1 besiegt hatten, sicherten sich Tartakower/Hamr mit ihrem Erfolg im Viertelfinale gegen Helal (EGY)/Ehrlich (POL) die Bronzemedaille.

Im Halbfinale standen sie der französischen Paarung Raoul Bedoc/Michel Haguenauer gegenüber. Mit einem erneuten 3-1-Er-

folg gelang ihnen der Einzug ins Finale. Es bedurfte dann schon der weltmeisterlichen Kombination Richard Bergmann/Viktor Barna, die beide in ihrer Karriere jeweils viermal Einzelweltmeister wurden, um Tartakower/Hamr im Wettstreit um den WM-Titel zu bremsen. Gegen diese Legenden des internationalen Tischtennis waren Tartakower/Hamr chancenlos und verloren mit 9-21, 11-21 und 12-21.

Mit Tartakower verband sowohl Bergmann als auch Barna, dass sie in Kairo nicht für ihr Herkunftsland antraten und alle drei jüdische Emigranten waren. Barna war bereits 1932 aus seiner ungarischen Heimat emigriert und hatte seinen jüdischen Namen Győző Braun magyarisieren, so wie auch Jakob Tartakower und Friedrich Hillmann in Luxemburg französische Vornamen (Jacques, Othon bzw. Frédéric) zugeschrieben wurden. Richard Bergmann wanderte Anfang 1938 nach England aus und spielte ab 1938 für England.

Auch Alex Ehrlich, dem Tartakower im Viertelfinale des Doppels gegenüberstand, war ein in Frankreich aufgewachsener Jude, der für Polen spielte. Wenn man auch noch bedenkt, dass bei der WM eine Mannschaft unter der Bezeichnung Palästina mit dem Zusatz „Jewish Team“ antrat, dann erhält die TT-WM des Jahres 1939 in Ägypten eine politische Bedeutung, die bisher kaum erfasst und analysiert wurde.

Teil dieses jüdischen Netzwerkes, das sich in Kairo traf, war ohne Zweifel auch der erste und damalige Präsident der ITTF Ivor Montagu. Montagu war eine schillernde Persönlichkeit, er war selbst Jude und als Spross einer englischen Adelsfamilie und Sohn eines Finanzmannes ein vehementer Vertreter der Ideale des Kommunismus. Der Sport hatte für ihn auch eine politische Dimension. In der TT-Welt sorgte er für eine liberale Regelung der Startberechtigung, die weitgehend unabhängig war von der Nationalität. Diese liberale Startberechtigung hat Tartakower und Schlafenberg erlaubt, für Luxemburg bei den 13. Weltmeisterschaften an den Start zu gehen und Kairo als Sprungbrett für die Weiterreise in ein anderes Land

zu nutzen, womit sie vor dem Holocaust gerettet wurden. Leider verliert sich die Spur der beiden in Kairo und wir verfügen derzeit über keine Informationen in Bezug auf ihr weiteres Schicksal.

## Der Tischtennis und das Judentum

Nicht geklärt sind ebenfalls die Umstände, wie es dazu kam, dass die jüdischen Emigranten im Luxemburger Tischtennisverband Leute vorfanden, die ihnen den Weg für eine Teilnahme an der WM ebneten.

Allerdings ist eine enge Verbindung von Tischtennis und Judentum auch in Luxemburg aufgrund der vorliegenden Dokumente nachweisbar.

Zu den sechs Vereinen, die am 15. Oktober 1936 den Tischtennisverband gründeten, gehörte ein Tischtennisverein aus der Stadt Luxemburg, der ausschließlich aus Mitgliedern jüdischer Konfession bestand und wie viele jüdische Sportvereine den Namen Maccabi trug. Auch bei der Verbreitung des TT-Sports in Mondorf spielten die Juden eine wesentliche Rolle: „Les premiers gestes et mouvements de ping pong sont montrés et répétés aux Mondorfois par de jeunes Juifs, travaillant dans le cadre de leur formation chez des agriculteurs mondorfois. N'oublions pas non plus que Colette Cerf, jeune Juive mondorfoise, sera parmi les membres qui fondent le C.S. TePiPo Mondorf le 5 octobre 1936.“ (US Mondorf TT, p. 41)

Leider fehlen vereinsinterne Dokumente wie Statuten oder auch Fotos vom Sportclub Maccabi. Aus den Dokumenten der FLTT erschließt sich nämlich, dass der Verein und seine Mitglieder eine wesentliche Rolle im sportlichen und administrativen Bereich sowie bei der Verbreitung des TT in Luxemburg spielten.

Sowohl Joseph Lewin als auch Siegmund Lambert waren in den ersten Jahren der FLTT eine Zeit lang im Zentralvorstand des Verbands. Nachdem der Sportclub Maccabi einige Zeit lang in diesem Gremium nicht mehr vertre-

ten war, wurde Lewin bei der letzten Generalversammlung vor dem Krieg 1940 noch einmal in denselben aufgenommen.

Auch auf organisatorischer Ebene gab es eine enge Zusammenarbeit, vor allem zwischen den Vereinen der Stadt Luxemburg. Am 27. Februar 1938 wurde das erste Einzelturnier in der Geschichte des Luxemburger Tischtennisports gemeinsam von den drei Stadt-Luxemburger Vereinen P.P. Letzeburg, Capip Letzeburg-Gare und Maccabi im Hôtel de la Poste (im Bahnhofsviertel) organisiert.

In den Mannschaftswettbewerben gehörte der Sportclub Maccabi zur absoluten Elite in Luxemburg. In der Saison 1936/37 wurde Maccabi Vizelandesmeister. Nach Punktgleichheit in der Meisterschaft ging das Entscheidungsspiel gegen P.P. Letzeburg, das in Mondorf ausgetragen wurde, denkbar knapp mit 5-6 verloren. Spieler der Mannschaft waren: Charles Friedmann, Alex Furmann, Jos Nabel, Elias Rosengarten und Sender.

Nach einem weiteren Titel als Vize-Landesmeister in der darauf folgenden Saison 1937/38 wurde Sportclub Maccabi in der Saison 1938/1939 Landesmeister mit der Mannschaft Deutscher, Friedmann, Lewin, Nabel und Sternberg vor Capip. Im Finale der Coupe de Luxembourg, das in Rodange ausgetragen wurde, unterlagen sie dagegen P.P. Letzeburg mit 5-6.

Als letzten Erfolg des Vereins ist der Gewinn der Coupe de Luxembourg in der Saison 1939/1940 zu verzeichnen. Die Mannschaft mit Borenstein, Deutscher, Lewin, Nabel und Sternberg besiegte im Finale, das in Pétingen stattfand, Capip mit 6-5.

Eine genauere Analyse der Namen der für den Sportclub Maccabi zum Einsatz gekommenen Spieler rückt schnell die Vorstellung zurecht, dass dieser Verein aus einheimischen Juden bestanden hätte, die mit der Zeit durch Flüchtlinge ergänzt worden wären. Auch wenn eine genaue Analyse schwer fällt, weil in den Quellen der FLTT die Vornamen der Spieler meist nicht genannt sind, so muss doch zusammenfassend festgehalten werden, dass keiner dieser Spieler in Luxemburg geboren war und es sich überwiegend um Juden polnischer Herkunft gehandelt hat. Den meisten wurde deshalb auch zum Verhängnis, dass sie in jenes „Verzeichnis der hierzulande angemeldeten Juden polnischer Ab-

stammung“ aufgenommen wurden, das Denis Scuto unlängst im *Tageblatt* veröffentlicht hat.

Die polnische Herkunft vieler Spieler vom Sportclub Maccabi wirft auch eine andere Perspektive auf jene „internationalen Wettbewerbe“, die in der Chronik der FLTT aufgezeichnet sind und an denen eine polnische Mannschaft teilgenommen haben soll. Die „Coupe des 4 Nations“ im Herbst des Jahres 1938 wurde bereits erwähnt, daran soll auch eine polnische Mannschaft teilgenommen haben. Es kommt aber in den Resultaten kein polnischer Spieler vor. Am 5. und 6. August 1939 fand neben der „Coupe du Centenaire“ auch ein internationales Mannschaftsturnier statt: „In den Sälen des Cercle Municipal in Luxemburg trägt sich heute Samstag und morgen Sonntag ein großes internationales Tisch-Tennisturnier mit französischer, holländischer, polnischer sowie luxbg. Beteiligung aus.“ (*Tageblatt*, 5.8.1939). Es liegt nahe, dass in beiden Fällen mit der polnischen Mannschaft nicht etwa eine polnische

Nationalmannschaft gemeint ist, sondern eben jene jüdische Spieler polnischer Herkunft, die nach Luxemburg emigriert waren.

Diese Turniere sind damit gewissermaßen Spiegelbild der Weltmeisterschaft in Kairo als Turniere mit einerseits einheimischen Spielern und andererseits jüdischen Emigranten unterschiedlicher Herkunft.

Dies lässt den Schluss zu, dass es sowohl international als auch national im Rahmen von Tischtennisaktivitäten ein funktionierendes Netzwerk unter den Juden gegeben hat. So weiß man zum Beispiel, dass Tartakower unmittelbar nach seiner Ankunft in der Familienpension Deutscher in der Michel-Welter-Straße aufgenommen wurde, aus der ein Mitglied auch aktiv im Sportclub Maccabi mitwirkte. Aber auch über die jüdische Gemeinschaft hinaus muss es Helfer gegeben haben, ohne die die getarnte Fluchtaktion für Tartakower und Schlafenberg nicht möglich gewesen wäre.

Da die jüdischen TT-Spieler entweder ausgewandert waren oder Opfer des Holocaust wurden, wundert es nicht, dass es nach dem Krieg nicht zu einer Wiederbelebung eines jüdischen TT-Vereins kam. Jüdische Mitbürger schlossen sich nur noch vereinzelt den bestehenden Vereinen an, wobei ihre religiöse bzw. kulturelle Zugehörigkeit keine Rolle mehr spielte. Dabei verblasste zugleich die Erinnerung an den Beitrag des Judentums zur Entstehung und Verbreitung des Tischtennis in Luxemburg. Dass Luxemburg über einen Vizeweltmeister im Tischtennis verfügt, blieb in der Öffentlichkeit gar völlig unbekannt.

N.B.: Der vorliegende Artikel ist die gekürzte Version eines Beitrags, der in dem Buch zur Geschichte des Tischtennis in Luxemburg veröffentlicht wird, das von der FLTT herausgegeben wird und in wenigen Monaten erscheint.

## Zu den Quellen

Tartakower wird in den Unterlagen der ITTF allerdings als Josef geführt. Leider sind in diesen Quellen viele Namen uneinheitlich bzw. nicht korrekt geschrieben. So findet man Schlawfenberg statt Schlafenberg. Meist fehlen auch die Vornamen oder man findet nur den Anfangsbuchstaben.



# „Gefahren ethischer und religiöser Natur für unser Volkstum“

## Die Landarbeiterfrage und die jüdischen Flüchtlinge in Luxemburg

Renée Wagener\*

In den Dreißigerjahren flohen zahlreiche jüdische Flüchtlinge von Deutschland nach Luxemburg. Manche von ihnen versuchten, in der Landwirtschaft ein Einkommen zu finden. In der luxemburger Landwirtschaft herrschte akuter Mangel an Arbeitskräften, doch es gab Widerstand gegen jüdische Knechte und Mägde.

„Mein landwirtschaftlicher Betrieb begreift 80 Morgen Ackerland, 4 Pferde, 30 Stück Hornvieh und eine Anzahl Schweine. Jahraus, jahrein bin ich auf die Hilfe von 2 Knechten angewiesen. Zur Zeit verfüge ich nur über einen Ackerknecht, welcher auch durch Vermittlung des Judenheimes in Altwies mir zugewiesen wurde. Ich habe schon Schritte unternommen, um einen inländischen Knecht einzustellen, doch hatte ich bis jetzt hierzu keinen Erfolg. Meine Kinder sind noch unerwachsen und da jetzt die landwirtschaftlichen Arbeiten sich aufdrängen, bitte ich die hochblöckerische Regierung, die Einreiselaubnis für den polnischen Staatsangehörigen p. W. erteilen zu wollen.“ So gab Bauer L. aus Manternach im Frühjahr 1936 zu Protokoll. Doch auf das Gutachten des Landwirtschaftsministeriums hin wurde W., Mitglied der jüdischen Ackerbauschule in Altwies, vom liberalen Justizminister Dumont die Aufenthaltsgenehmigung in Luxemburg verweigert.

Der Bauer war nicht der einzige, der zu dieser Zeit verzweifelt nach Arbeitskräften suchte. Bereits seit den Zwanzigerjahren gab es in der Landwirtschaft einen Mangel an Knechten und Mägden. Einer der Hauptgründe dafür war die Anziehungskraft der Eisenindustrie: Viele junge Männer zog es ins Minettebecken, weil sie in den Eisenhütten bessere Löhne erzielten als in der Landwirtschaft. Junge Frauen versuchten ebenfalls, im Ausland in den Dienst zu gehen oder in den neuen Verwaltungen einen Bürojob zu bekommen.

Zur gleichen Zeit entstanden in manchen Ländern Europas, im Rahmen der zionistischen Projekte für die Kolonisierung Palästinas, jüdische Ackerbauschulen. Die sogenannte „Hachschara“ („Vorbereitung“) sollte jungen Leuten, die nach Palästina auswandern wollten, die Möglichkeit geben, gärtnerische und landwirtschaftliche Kenntnisse zu erwerben und zugleich modernes Hebräisch zu lernen. Eine solche Schule war auch in Altwies entstanden, sie funktionierte von 1933 bis kurz vor Kriegsausbruch. Sehr schnell erhielten diese Schulen jedoch eine weitere Mission: junge Juden und Jüdinnen aus dem nationalsozialistischen Deutschland herauszuholen und sie so vor der Verfolgung zu retten.

Weshalb verweigerte die luxemburger Regierung Wejsblum die Aufenthaltsgenehmigung? Die Hauptsorge war, dass die eingereisten Personen doch nicht weiterreisen würden, weil die Zahl der Zertifikate für die Einreise nach Palästina, die jedes Land erhielt, begrenzt war. Es



Die Gefahr der Überfremdung wird an die Wand gemalt in den schreiendsten Farben. Unsere Rasse soll in Gefahr kommen. Derart hat man sich schon vom Jargon des Nationalsozialismus oder des Rexismus beeinflussen lassen, daß man nun auch bei uns die „Rasse“ schützen möchte.

Das liberale Bauernorgan „Landwirt“ am 20.3.1937

gab aber neben diesem fremdenfeindlichen Grund wohl noch einen anderen: die Religion der Betroffenen.

### Katholische Weltanschauung

Bereits 1926 hatte eine zionistische Vereinigung vorgeschlagen, jüdische LandarbeiterInnen nach Luxemburg zu entsenden. Der Vorschlag wurde auch vom „Allgemeinen Verband landwirtschaftlicher Lokalvereine“ zunächst begrüßt, doch er löste beim „Luxemburger Wort“ große Entrüstung aus. In einer ersten Reaktion vom 31.7.1926 fand man prinzipiell, dass sich das zionistische Projekt in Palästina „gegen die Interessen der katholischen Kirche richten“ würde. Daneben aber habe die Verbandsleitung „auch die direkten Folgen einer solchen Mischung unserer Bauernbevölkerung mit jüdischen Elementen gar nicht in Erwägung gezogen“. Man gebe ebenfalls der Verbandsleitung zu bedenken, „ob es nicht auch in ihrem Interesse liegt, dem Ansinnen des international organisierten Zionismus, dem auch sogar gelegentlich die internationale Freimaurerei bereitwilligst Vorschub leistet, weiter keine Beachtung mehr zu schenken“. Mit diesen Worten wolle man aber keineswegs eine „konfessionelle Aufhetzerei“ betreiben, man „achte und ehre jede wahre und religiöse Überzeugung“. Das „Luxemburger Wort“ sorgte sich sogar darum, wie die „auf die einzelnen Bauernhöfe verstreuten Knechte und Mägde“ ihren religiösen Pflichten nachgehen könnten.

Am 7.8. sah man sich im „Wort“ gezwungen, auf den „Vorwurf der antisemitischen Einstellung zur der Frage“ vonseiten des „Verband“ einzugehen, den dieser in seinen „Mitteilungen“ aufgestellt hatte. Die Rechtspartei, hatte man darin geschrieben, habe zudem „ja einen Juden zum Kammersekretär gewählt“ – gemeint war der liberale Abgeordnete Marcel Cahen – und „die Bauern schlossen ja jeden Tag Viehhandelsverträge mit Juden ab, ohne daß konfessionelle Fragen daraus entstanden“.

Die Debatte rief am 21.8.1926 auch die Gewerkschaftszeitung

„Der Proletarier“ auf den Plan. In der Rubrik „Kritik der Zeit“ fragte Lily Becker, wenn die Krise so akut sei, „weshalb dann kleinliche Bedenken gegen Weltanschauung, Nationalität oder Rasse“. Auch von den Industriearbeitern würde keine Bestätigung ihres christlichen Glaubens verlangt, „und es werden hier eingestellt Katholiken, Protestanten, Orthodoxe, Atheisten usw. sobald sie sich ausbeuten lassen. [...] Sollen denn die jüdischen Arbeiter kein Recht auf Arbeit haben?“

Der ganze Plan wurde schließlich abgeblasen, wahrscheinlich auf Betreiben des „Luxemburger Wort“ hin. Denn als in den Dreißigerjahren der Arbeitskräftemangel erneut aktuell wurde, erinnerte am 22.8.1935 das katholische Blatt, durch seine Intervention sei zwar das damalige Unternehmen, „das wir vom weltanschaulichen Standpunkte verurteilen und ablehnen mußten“, verhindert worden: „Nachträglich haben sich aber wieder, wie wir es wiederholt feststellen konnten, solche jüdischen Lehrlinge vereinzelt in unsere Dörfer eingeschlichen und nehmen auf kurze Zeit Dienst bei den Bauern. Für letztere bleibt es natürlich ein Gewissensfall, wie sie die damit verbundenen Gefahren meistern können.“

### Knechte und Mägde aus Polen

Das katholische Blatt hatte einen Alliierten in Form der Landwirtschaftskammer. Am 5.11.1935 druckte das „Wort“ einen ihrer Sitzungsberichte ab. Darin hieß es: „Wie sehr unser Land von Fremden überflutet wird, ist auch daraus zu ersehen, daß sich namentlich aus Deutschland ausgewiesene oder fortziehende Personen zur Verrichtung landwirtschaftlicher Arbeiten verdingen wollen. Obwohl die Landwirtschaft auf ausländische Arbeitskräfte angewiesen ist, möchte sie von dieser Art von Zuwanderern verschont bleiben.“ Die Fremden kämen nicht, „um zu säen, sondern um zu ernten“.

Die Landwirtschaftskammer, immerhin eine Institution öffentlichen Rechts, präzisierte nicht, wen sie mit den „namentlich aus Deutschland ausgewiesenen



Die Frage der landwirtschaftlichen Arbeitskräfte beschäftigte in der Zwischenkriegszeit die Fachzeitschriften. Auszug aus einem Artikel in den „Annalen für Ackerbau und Viehzucht“ von 1937.

oder fortziehenden Personen“ vierte. Aber nicht einmal zwei Monate vorher waren in Deutschland die Nürnberger Rassegesetze verkündet worden, und seit Hitlers Machtantritt Anfang 1933 war in Deutschland die Judenverfolgung an der Tagesordnung. So war auch Luxemburg zum Exilland für viele jüdische Flüchtlinge geworden. Und die Arbeit in der Landwirtschaft war eine Möglichkeit, sich in Luxemburg über Wasser zu halten, in einer Zeit, in der es in Luxemburg für Fremde zunehmend schwieriger wurde, eine Arbeits- und damit auch eine Aufenthaltsgenehmigung zu bekommen.

Doch es gab weiterhin Gegenstimmen. So zeigte sich auch die „Luxemburger Ackerbau- und Viehzucht-Genossenschaft“ Anfang 1937 skeptisch, als sich die Pläne konkretisierten, größere Zahlen von LandarbeiterInnen aus Polen nach Luxemburg zu bringen: „Die Einwanderung aus anderen Gegenden und Ländern, namentlich aus Polen, ist mit manchen Gefahren ethischer und religiöser Natur für unser Volkstum verbunden.“ Das Bauernorgan „Landwirt“ verteidigte dagegen am 20.3.1937 die Aktion damit, dass die ArbeiterInnen „jederzeit wieder abgeschoben werden können“ und das „Volkstum“ nicht gefährdet sei: „Die Gefahr der Überfremdung wird an die Wand gemalt in den schreiendsten Farben. Unsere Rasse soll in Gefahr kommen. Derart hat man sich schon von dem Jargon des Nationalsozialismus oder des Rexismus beeinflussen lassen, daß man nun auch bei uns die ‚Rasse‘ schützen möchte.“

Ab April 1937 wurden von der luxemburger Landwirtschaftskammer in Zusammenarbeit mit einer polnischen „Anwerbskommission“ regelrechte Großtransporte organisiert. In Extra-Zügen kamen hunderte von ArbeiterInnen an. Einem Bericht der „Sûreté“ zufolge wurden die ArbeiterInnen unter polizeilicher Bewachung zum katholischen „Volkshaus“ gebracht, wo sie an die ebenfalls vorhandenen Arbeitgeber verteilt wurden. Es wurde, hieß es im Bericht, Sorge getragen, dass sie nicht in Kontakt mit bereits in Luxemburg lebenden Landsleuten kamen. Ebenfalls anwesend war der polnische Konsul für Luxemburg

Fernand Loesch, Abgeordneter der Rechts-Partei und Schwager von Staatsminister Joseph Bech.

Das System schien zunächst zur Zufriedenheit der Bauernschaft zu funktionieren. Anfang Dezember 1938 jedoch, kurz nach der Reichspogromnacht in Deutschland, tauchten unvorhergesehene Schwierigkeiten auf. In einem Brief vom 2.12. an den sozialistischen Justizminister Blum wies Konsul Loesch darauf hin, dass die deutschen Behörden beim geplanten kollektiven Rücktransport vom 16.12. den Transfer von jüdischen Industrie- und LandwirtschaftsarbeiterInnen nicht erlaubten. Die Frage der jüdischen Verfolgung in Polen und Deutschland wurde aber in der Korrespondenz nicht angesprochen.

### Das Interesse des Staates für die Religion

Dass sich unter den polnischen auch jüdische Knechte und Mägde befanden, darüber geben auch die Fragebögen „betreffend die Beschäftigung von ausländischem Arbeitspersonal“ Auskunft, welche die ArbeitgeberInnen jeweils ausfüllen mussten. Sie sind im Nationalarchiv in den Dossiers des Landwirtschaftsministeriums für die Zeit von 1937 bis 1940 erhalten. Darin war, entgegen dem verfassungsmäßigen Gleichheitsprinzip, auch ein Feld zur „Konfession“ aufgeführt. Die Verwaltung hatte jedoch nicht bedacht, dass dieses Wort in der Bauernschaft nicht geläufig war. So wurde das Feld häufig mit der Angabe des Berufs oder der Nationalität der Einzustellenden ausgefüllt. Anfang 1940 wurde das Formular geändert und „Konfession“ durch „Religion“ ersetzt ...

Die Fragebögen zeigen, dass die fremden Arbeitskräfte für die Landwirtschaft vor allem aus Italien, Polen und Deutschland kamen. Sie waren katholischen, evangelischen, griechisch-orthodoxen, manchmal auch jüdischen Glaubens. Die Zahl der als jüdisch bezeichneten Knechte und Mägde erreichte kaum zwanzig Anträge. Sie zeigen, dass sich auch die jüdische Hilfsorganisation Esra, die sich um die jüdischen Flüchtlinge in Luxemburg kümmerte, um die Platzie-



zung von Arbeitskräften bemühte. Auch die Altwieser Landwirtschaftsschule vermittelte jüdische Knechte und Mägde an Luxemburger Bauernbetriebe. Die interessierten Betriebe lagen meist im Osten oder Süden des Landes.

Die Fragebögen mussten an die Landwirtschaftskammer gesandt werden, die zu jedem Antrag ihr Gutachten gab. Doch die Landwirtschaftskammer unter ihrem Präsidenten Jean Kremer stand der Einstellung jüdischer Arbeitskräfte weiterhin negativ gegenüber. In einem Brief an Landwirtschaftsminister Nicolas Margue vom 21.7.1939 unterstrich man, die Kammer habe sich bereits zu wiederholten Malen gegen die „Einfuhr jüdischer Arbeitskräfte in unsere Landwirtschaft“ ausgesprochen. Man betonte, „dass deutsche Emigranten beim Über-

**Die Fragebögen mussten an die Landwirtschaftskammer gesandt werden, die zu jedem Antrag ihr Gutachten abgab. Doch die Landwirtschaftskammer unter ihrem Präsidenten Jean Kremer stand der Einstellung jüdischer Arbeitskräfte weiterhin negativ gegenüber. In einem Brief an Landwirtschaftsminister Nicolas Margue vom 21.7.1939 unterstrich man, die Kammer habe sich bereits zu wiederholten Malen gegen die „Einfuhr jüdischer Arbeitskräfte in unsere Landwirtschaft“ ausgesprochen.**

schreiten der Grenzen staatenlos werden und daher bei ihrem Aufenthalt in Luxemburg dem Staat und den öffentlichen Einrichtungen zur Last fallen können“, und schlug vor, „dass alle diejenigen, welche Emigranten dieser Art einstellen, gehalten werden, für etwa später auftretende Folgen, Kosten usw. die volle Verantwortung zu übernehmen.“

Anlass war, dass der Bauer G. aus Hüncheringen gezielt jüdi-

sche Arbeitskräfte einstellen wollte. Dem Polizisten, der daraufhin den Auftrag erhalten hatte, ihn zu befragen, hatte G. am 17.6.1939 erklärt: „Vor einiger Zeit erschien im ‚Luxemburger Wort‘ eine Anzeige, laut welcher hierlands weilende Emigranten in der Landwirtschaft Beschäftigung suchen.“ Er habe sich an die Esra gewandt und anschließend einen Antrag bei der Regierung gestellt. „Es würde mir schon ge-

nügen, falls mir ein oder zwei Emigranten nur zeitweilig, hauptsächlich jetzt während der Heu- und später während der Kornerte zur Verfügung gestellt werden könnten.“

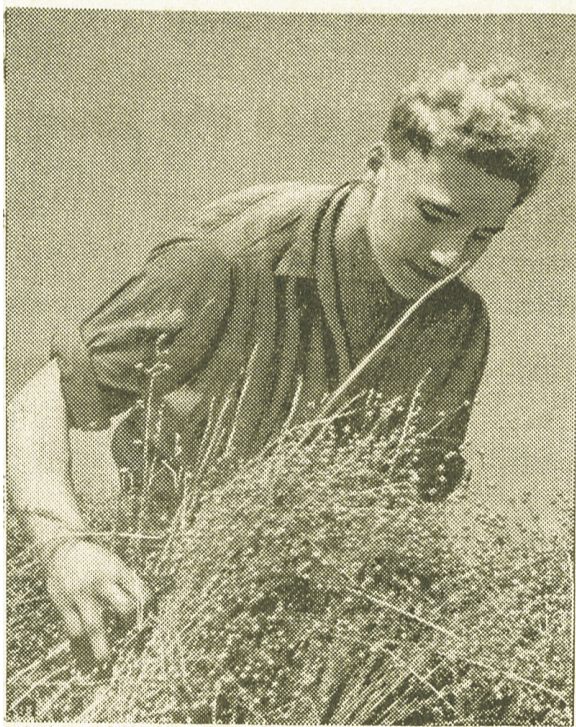
Jedoch, hielt der Polizeibericht fest, habe sich der Präsident der Landwirtschaftskammer „gegen die Einstellung von jüdischen Emigranten in landwirtschaftlichen Betrieben“ ausgesprochen. Die „Emigranten“ würden sich nicht bewähren, weil sie wenig Ausdauer hätten und bereits nach kurzer Zeit wieder kündigen oder ohne Kündigung „davonlaufen“ würden. „Ferner würden dieselben gegebenenfalls ihre Niederlassung zu erwirken suchen, zum Beispiel durch Erwerb eines Ackerwesens oder durch eine eventuelle Einheirat, um alsdann auf die Auswanderung zu verzichten. Solange die ‚Esra‘ für

deren Unterhalt hierlands aufkommen und sie hierdurch nicht dem Staate zur Last fallen würden, sollte ihnen auch keine Verdienstmöglichkeit geboten werden.“ Der diensttuende Wachtmeister fand abschließend, die Schlussfolgerung Kremers sei „vollauf begründet“.

Die Landwirtschaftskammer blieb noch bis nach Kriegsbeginn auf ihrer Linie. Jedoch scheint sie sich beim Landwirtschaftsminister Nicolas Margue nicht durchgesetzt zu haben. Obwohl sich Margue in öffentlichen Reden über eine Luxemburger „Volksgemeinschaft“ ausließ und fand, ein wahrer Luxemburger müsse Katholik sein, war er als Minister pragmatisch und winkte im Fall der landwirtschaftlichen Arbeitskräfte alle Anträge durch, auch gegen das Gutachten der Landwirtschaftskammer.



Wenn die Intellektuellen zu Bauern werden . . . Zwei Intellektuelle beim Garbenbinden.



R. G., 20 Jahre alt, der aus Deutschland kommt. Er hatte soeben seine Prüfungen bestanden und wollte Medizin studieren. Heute baut er Flachs an.



Bild links: Dr. L. M., ein früher in Deutschland sehr gesuchter Rechtsanwalt. Anfangs fiel es ihm schwer, sich an das neue Leben eines Landwirts anzupassen, aber jetzt hat er dies ganz und gar getan. Er wird am Ende des Jahres sein Gärtnerdiplom erhalten.

Bild rechts: Drei junge Mädchen, ehemalige Studentinnen in Deutschland.

## Die Frage der Kolonisierung der Juden

Die grösste Schwierigkeit bei der Lösung der Frage der Kolonisierung der Juden besteht darin, aus den Intellektuellen, Kaufleuten und Kleinhandwerkern Bauern zu machen. Um die Lösung dieser Frage zu erleichtern, besteht in den Niederlanden eine jüdische Kolonie, die «Werkdorp» («Arbeitsdorf») heisst und als eine Musterkolonie betrachtet wird. Seit den vier Jahren ihres Bestehens hat sie annähernd 500 Intellektuelle (zum grossen Teil frühere Juristen, Schauspieler, Kaufleute usw.) zu Bauern ausgebildet. Augenblicklich bewohnen 170 Personen diese Kolonie, die 200 Hektar Bodens besitzt und auf dem der Zuidersee abgerungenen Neuland gebaut ist.

Die Kolonistenschüler leben in sehr guten Beziehungen mit den niederländischen Bauern der Umgebung, die ihnen sehr häufig Besuche abstatten, nicht nur um ihnen Ratschläge zu erteilen, sondern auch, um die modernen Methoden der Landwirtschaft zu erlernen, die von den Agronomen, die die Kolonie leiten, angewandt werden.

Sobald die Bewohner der Kolonie die Landarbeit gut erlernt haben, reisen sie nach den überseeischen Ländern ab, um sich ein neues, freies und glücklicheres Leben einzurichten als jenes, das sie bis jetzt in den faschistischen Ländern geführt haben, aus denen sie verjagt worden sind . . .



### „Besitz keine Heimat mehr“

Interessant sind in den ausgefüllten Fragebögen die Aussagen der Landwirte zu den „Ausnahmegründen“, die sie zur Einstellung oder Weiterbeschäftigung von ausländischem Personal geführt hatten. Während die meisten schrieben, dass sie zunächst ohne Resultat nach Luxemburger Arbeitskräften gesucht hatten, gaben auch einige an, dass sie mit ihrem Knecht oder ihrer Magd zufrieden waren und deshalb eine Weiterbeschäftigung beantragten.

Dies war zum Beispiel am 1.12.1939 der Fall bei dem jüdischen Staatenlosen, früher polnischen Jacques H., der von einem Arbeitgeber in Echternach eingestellt worden war: „Da wir äusserst zufrieden mit J.H. sind, möchten wir ihn weiterbeschäftigen, bis er seine Einreise nach England erlaubt bekommt und die Zeiten etwas besser werden.“ Im Fall des ehemals deutschen, nun staatenlosen Berthold K. hiess es von Seiten der Arbeitgeberinnen aus Flaxweiler am 4.1.1940: „Ist ein fleissiger, zuverlässiger, ehrlicher Arbeiter. Besitzt keine Heimat mehr, darf nicht mehr nach Deutschland zurückkehren. Seit langem schon bei uns im Dienst.“ Andere gaben pragmatischere Gründe an, so am 29.11.1939 der Arbeitgeber des jüdischen Knechtes Alexander K.: „Derselbe ist seit 2 Jahren in meiner Schweinezucht und Mast beschäftigt und jetzt gut eingearbeitet und für diese Arbeit im Schweinestall ist jemand anders nicht leicht zu finden.“

Die Aussagen zeigen, dass sich, genau wie bei den anderen Knechten und Mägden, zwischen jüdischen Arbeitskräften und nicht-jüdischen Arbeitgebern trotz der Saison-Arbeit oft stabile Arbeitsbeziehungen entwickelten, und von bäuerlicher Seite durchaus auch Mitgefühl für ihr Schicksal entstand. Doch obwohl sich hier wirtschaftliche und humanistische Argumente die Hand gegeben hätten, gab es keinen politischen Willen, jüdischen Flüchtlingen auf breiterer Ebene Arbeit in der Luxemburger Landwirtschaft zu verschaffen – und ihnen so bei ihren Versuchen zu helfen, sich zumindest zeitweilig eine neue Existenz aufzubauen.

\*Die Autorin bereitet zurzeit ein Doktorat über Judentum und Antisemitismus in Luxemburg vor.

### Quellen

„Luxemburger Wort“, „Der Proletarier“ 1926; Academia 1934; „Annalen für Ackerbau und Viehzucht“ 1937. Agri-A-309-312; J-073-43; J-073-45; J-073-47.

In den Dreissigerjahren boten zionistische Ausbildungsprojekte jüdischen Flüchtlingen die Hoffnung auf eine Ausreise nach Palästina. Hier ein „Tageblatt“-Beitrag zu einem „Werkdorp“, einem Arbeitsdorf in den Niederlanden, wo sie zu landwirtschaftlichen Arbeitskräften ausgebildet wurden. Tageblatt, 10.12.1938, S. 7.



# Jüdisches Exilleben in Walferdingen (1936-1940)

## Die Familie Gottschalk-Ermann und das Ehepaar Lichtenstein-Ermann

Claude Wey

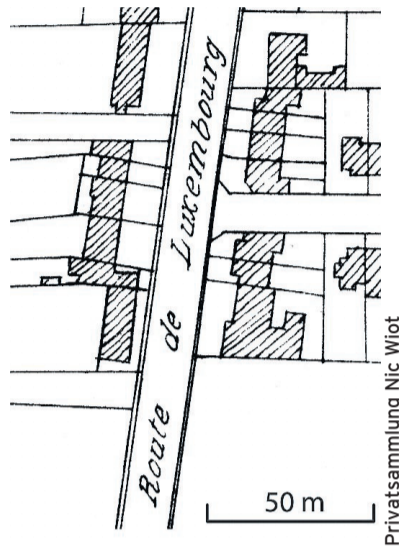
Es war an einem grauen Novembernachmittag im Jahre 1984, als Joseph Wintersdorf, ein Herr in schon vorgerücktem Alter, mich in seine Wohnung in der rue Charles Rausch einlud. Nach der Hausbesichtigung fragte er mich auf seine spröde, direkte Art, ob mir das Haus gefalle, denn ich wisse ja, dass er sich entschlossen habe, seine Immobilie zu veräußern. Ich könnte mir das schon vorstellen, lautete meine vorsichtige Antwort. Worauf Joseph Wintersdorf zuerst schwieg, dann, nach einem gewissen Zögern, sprach er mich wiederum an: „Dir sidd jo Professor, da kommt emol mat op de Späicher, ech muss lech eppes weisen!“

Auf dem Dachboden entnahm er aus einer abgestellten Holzkiste ein Buch und fragte vorweg: „Ass dat do wäertvoll?“ Für jüdische Gläubige schon, denn man könne davon ausgehen, dass es sich um ein jüdisches Schriftwerk handele, wenn auch eher um eine preiswertere Ausgabe, erwiderte ich recht zögerlich. Wobei ich sofort hinzufügte: „Wéi sidd dir un dat Buch komm?“ Ob ich denn nicht wisse, dass wir uns in der Walfer Juddegaass befänden, erwiderte Joseph Wintersdorf prompt. Ohne meine Antwort abzuwarten, verwies er kurz auf die Anwesenheit deutsch-jüdischer Familien in der Parkstraße – der heutigen rue Charles Rausch – während der zweiten Hälfte der 1930er Jahre. Mit diesen knappen Äußerungen von Joseph Wintersdorf endete unsere erste Begegnung. Bei meinem zweiten Besuch einigten wir uns relativ schnell über den Verkaufspreis, und somit wurde ich stolzer Hausbesitzer in der Walfer Juddegaass!

Wenn mich dieses Gespräch auch nachhaltig beeindruckte, so fasste ich mich erst dreißig Jahre nach der Begegnung mit Joseph Wintersdorf mit der Walfer Juddegaass. Im Juni 2015 legte ich eine einführende Studie über die jüdischen Exilanten in Walferdingen zwischen 1935 und 1942 vor. Unter anderem versuchte ich, den Lebensspuren von jüdischen Flüchtlingen während ihres Luxemburger Exils nachzugehen und diese detailgerecht in Form von sozialhistorischen Fallbeispielen vorzustellen. Eines dieser Fallbeispiele behandelt die miteinander verschwägerten Ehepaare Gottschalk-Ermann und Lichtenstein-Ermann, die zwischen 1936 und 1940 in Helmsingen wohnten. Das Luxemburger Exilleben und der spätere Leidensweg dieser saarländischen Juden stehen im Mittelpunkt meines Beitrages.

### Heimat im Saarland, Zuflucht in Luxemburg

Am 14. Juni 1960 verfasste der Hamburger Rechtsanwalt Dr. Friedrich Rosenhaft eine Anfrage, die er der „Stadtverwaltung



Lageplan, erstellt vom Justizministerium am 17. August 1939. Die Helmsinger Parkstraße zweigt nach Osten von der Hauptstraße ab; sie ist nördlich vom Park des Schlosses Walferdingen gelegen.

Luxemburg i. Luxemburg“ zu kommen ließ. In seinem Schreiben teilt er u.a. mit:

„In einer Wiedergutmachungs-sache vertrete ich die Erben der Obengenannten, die während der NS-Zeit aus rassistischen Gründen verfolgt und ca. 1941 deportiert worden sind“ (ANLux, JPET-241698).

Daraufhin bat die Generalstaatsanwaltschaft des Großherzogtums Luxemburg bei der Gendarmerie-Station-Eich um nähere Auskünfte über die Familien Gottschalk-Ermann und Lichtenstein-Ermann. In seiner Antwort vom 13. Juli 1960 „beehrte sich“ der Stationskommandant Adjutant B., folgende Informationen mitzuteilen:

„Die beiden Familien wohnten gemeinsam zu Helmsingen in der Bahnhofstraße (sic) No.?, zur Miete. [...] Gemaess Abmelderegister bewirkten die beiden Familien am 6. November 1940 ihre Abmeldung nach Portugal – nähere Adresse unbekannt –.

[...] Gemaess Angaben der Gemeindebehörde verzogen die beiden Familien nach Portugal, um noch frühzeitig der Judenverfolgung zu entgehen. Bei der Abreise nach Portugal verfügten die beiden Familien nur über das nötige Reisegepäck.

Sonstige Personen, welche weitere, zweckdienliche Angaben über die beiden Familien hätten machen können, wurden nicht ermittelt“ (ANLux, JPET-241698).

Bei der von der Gendarmerie-Station-Eich vorgenommenen Untersuchung lassen sich informative Mängel feststellen. So werden in dem Bericht vom 13. Juli 1960 keine Informationen und Hinweise in der „Sache Gottschalk-Ermann/Lichtenstein-Ermann“ berücksichtigt, die der Gendarmerie-Station-Eich seit dem Nachkriegsjahr 1946 bestens bekannt waren. So lesen wir in dem Bericht, der am 27. April 1946 vom Stationskommandanten, Oberwachtmeister D., an die Generalstaatsanwaltschaft weitergeleitet wurde, Folgendes:

Charles-Rausch-Strasse Nr. 6, Helmsingen Gottschalk Ruth während der Zeit vom 23-26 ds. Mts. zu Helmsingen verweilt und die noch ihrer Familie gehörenden und hierlands verbliebenen Sachen mit nach Frankreich genommen hat. Die Familien Gottschalk und Lichtenstein waren kurz vor Ausbruch des Krieges als jüdische Flüchtlinge hierlands eingewandert und sind im Jahre 1940 von den Deutschen deportiert worden“ (ANLux, JPET-315385).

Die beiden aus den Nachkriegsjahren stammenden Berichte liefern uns wertvolle Auskünfte zu den Lebensspuren der beiden in Walferdingen ansässigen jüdischen Familien aus dem nahen Saargebiet. Beide Berichte erfüllen eine komplementäre Aufgabe, indem sie sachgerechte und überprüfbare Angaben und vor allem „prägnante“ Tatsachen festhalten.

Hierbei ist vor allem die Aussage von Paul Diesbourg über den kurzen Walferdinger Aufenthalt von Ruth Gottschalk im April 1946 von entscheidender Bedeutung. Gilt sie doch als dokumentarischer Beleg für das Überleben der jungen Ruth-Susi Gottschalk, die sich als Einzige aus dem Zweifamilienverbund Gottschalk-Lichtenstein dem nationalsozialistischen Massenmord an den europäischen Juden entziehen konnte.

Ruth-Susi Gottschalk war noch keine 12 Jahre alt, als sie mit ihren Eltern, ihrem Onkel und ihrer Tante die saarländische Heimat verlassen musste, um im benachbarten Ländchen Zuflucht zu finden. Wie es dazu kam, erfahren wir aus einem Bericht vom 6. Februar 1936, den der diensttuende Brigadier M. vom Öffentlichen Sicherheitsdienst an den „Herrn General-Direktor der Justiz, Hochwohlgeboren zu Luxemburg“ adressierte. Brigadier M. geht in diesem Schreiben auf die Aussagen von Salomon Ermann ein.

Salomon Ermann ist Ruth-Susis Großvater. Ihre Mutter Erna und ihre Tante Herta sind die Töchter von Salomon Ermann. Ihr Vater Moritz Gottschalk und ihr Onkel Ferdinand Lichtenstein sind folglich Salomon Ermanns Schwiegersöhne. Ihnen allen galten Salomon Ermanns Besorgnisse und Ängste. Ihnen allen stand Salomon Ermanns väterliche und großväterliche Hilfe zu. So wurde Salomon Ermann am 6. Februar 1936 auf einer der Amtsstuben des Öffentlichen Sicherheitsdienstes vorgestellt. Dabei „gab (er) folgende Erklärungen ab“:

„Früher betrieb ich zu Schwalbach ein Warenhaus. Im Dezember 1934 trat ich dieses Geschäft an meine Kinder, d.h. die Eheleute Gottschalk-Ermann & Lichtenstein, ab. Ich verlegte daraufhin meinen Wohnsitz nach dem Großherzogtum. Unsere Kinder glaubten, trotz der für die Juden ungünstigen politischen Verhältnisse, das Geschäft weiter führen zu können. Inzwischen haben sie eingesehen, dass dies unmöglich ist, und deshalb haben auch sie beschlossen, im Großherzogtum Wohnsitz zu nehmen. Wir haben die Absicht, uns gemeinsam in



Die jüdischen Familien Gottschalk und Lichtenstein aus der Helmsinger Parkstraße

der Ortschaft Steinsel ein Wohnhaus zu bauen. Wir wollen dann untätig bessere Zeiten abwarten. Unsere Kinder sind nämlich noch verhältnismässig jung und denken, dass im Laufe der Zeit sich hier oder im Auslande die Möglichkeit bieten wird, dass sie wieder irgendeine Tätigkeit aufnehmen können. Wir haben natürlich Kapital genug, um von den Zinsen leben zu können, sodass unsere Kinder nicht unbedingt erwerbstätig sein müssen.

Früher war Gottschalk im Zigarettenhandel und Lichtenstein als Möbelhändler tätig.

Wir, das heisst ich mit meiner Ehefrau und die Familien Gottschalk-Ermann sowie Lichtenstein-Ermann, besitzen zusammen an Wertpapieren und Bargeld ein Vermögen von etwa 700.000 luxemburgischen Franken. Die einzelnen Vermögen sind indes nicht genau abgegrenzt“ (ANLux, JPET-241698).

Der Familienverband Ermann-Gottschalk-Lichtenstein bezog schließlich kein Haus in Steinsel. Wie man aus einer Anmerkung des diensttuenden Beamten der Gendarmerie-Station Eich entnehmen kann, reichte Moritz Gottschalk am 19. Mai 1936 ein Gesuch ein „zur Erlangung einer Identitätskarte für Ausländer“. Dabei hielten zwei Tage später Oberwachtmeister P. und Gendarm S. folgende Aussagen von Moritz Gottschalk fest:

„Gottschalk gelangte am 2.3.1936 mit seiner Ehefrau und einem Kinde im Alter von 12 Jahren von Schwalbach – Deutschland – kommend, zu Walferdingen auf dem Bürgermeister-Amte zur Anmeldung und nahm zu Helmsingen Wohnung. Für Miete bezahlt Gottschalk monatlich 150 Franken. Derselbe geht keiner Beschäftigung nach und lebt von seinem Vermögen. Laut vorgezeigten Quittungen besitzt Gottschalk bei der Elsässigen (sic) Bankgesellschaft aus Luxemburg ein Bankkonto von 361.804 Franken. Gottschalk steht mit seinem Schwager mit p.

Lichtenstein zu Helmsingen im Begriffe, ein neues Wohnhaus zu bauen“ (ANLux, JPET-241698).

So wurden die Familien Gottschalk-Ermann und Lichtenstein-Ermann zusammen Wohnbesitzer in der damaligen Helmsinger Parkstraße – der heutigen rue Charles Rausch –, nachdem sie während einer kurzen Zeit bei Witwe Ruppert zur Miete gewohnt hatten. Beide verschwägerten Familien bewohnten von nun an ein sogenanntes „besseres Familienhaus“, und dies während ihres gesamten Walferdinger Aufenthaltes. Doch wie man einer Anmerkung vom 2. Juni 1940 entnehmen kann, die dem schriftlichen Gesuch auf „Erneuerung einer Fremdenkarte“ von Ferdinand Lichtenstein beigelegt worden war, hatte sich der Familienverband Gottschalk-Lichtenstein noch vor Ausbruch des Zweiten Weltkrieges entschieden, ihre Helmsinger Immobilie zu veräußern:

„Interessant ist seit Ausstellung der abgelaufenen Fremdenkarte nach wie vor an derselben Adresse wohnhaft. Das mit dem Schwager Gottschalk erworbene Wohnhaus ist inzwischen an den Luxemburger Diesburg (sic) verkauft worden und lebt besagte Familie von einem nachweisbaren Kapital in Höhe von 300.000,00 Franken. Der Genannte geht keiner lohnenden Beschäftigung nach und betätigt sich auch nicht als Kaufmann.“ (ANLux, JPET-241698).

Warum entschieden sich die Familien Gottschalk und Lichtenstein für einen Hausverkauf, obwohl zuletzt auch Salomon Ermann in die Wohnung seiner Töchter respektive Schwiegersöhne einzog? Hatten sie vielleicht den Gedanken erwogen, Luxemburg definitiv zu verlassen, um Zuflucht in den USA zu finden, wie es z.B. ein Teil ihrer Verwandten vorhatte? Wollten sie denselben Exil-Weg einschlagen wie Paul Gottschalk, Margaretha Gottschalk und Sally Sender? Jene drei Verwandten, die





Klassen von Sr. Augustine der Primärschule Walferdingen mit den deutsch-jüdischen Schülerinnen Liesel Salomon und Ruth Gottschalk. Zweite Reihe von unten: Sechste von links Liesel Salomon und Siebte von links Ruth Gottschalk.

vor ihrer transatlantischen Überfahrt auf die Hilfe von Moritz Gottschalk und Ferdinand Lichtenstein hatten zählen können.

So reichte Moritz Gottschalk im November 1938 ein Gesuch ein, in dem er eine Erlaubnis beantragte, seine Verwandten bis zu ihrer Ausreise nach Amerika in seiner Helmsinger Wohnung aufnehmen zu dürfen. Der diensttuende Gendarm der Station Eich, Oberwachtmeister P., hielt in seinem Bericht vom 28. November 1938 dazu Folgendes fest:

„Gottschalk erklärte zu seinem Gesuche: 'Mein Neffe Gottschalk Paul, geboren 12.3.1900, und Sender Sally, geboren 17.2.1908, welcher Letzterer vor Kurzem mit Gottschalk Margaretha, verheiratet wurde, haben ihr Gesuch zur Einreise nach Amerika eingereicht, doch kann der Zeitpunkt, wo sie nach dorthin auswandern, sich bis Februar oder auch März 1939 dahinziehen. Beide befinden sich bis zu ihrer Auswanderung in einem Konzentrations-Lager. Dieserhalb (sic) bitte ich mir die Erlaubnis zu erteilen, diese 3 Personen bis zu ihrer Auswanderung nach den Vereinigten Staaten bei mir aufnehmen zu dürfen. Ich verpflichte mich, für alle entstehenden Unkosten aufzukommen, und hegen sie nicht die Absicht, sich dauernd hier niederzulassen“ (ANLux, JPET-241698).

Dem Gesuch von Moritz Gottschalk wurde stattgegeben:

„Die Gemeinde-Verwaltung von Walferdingen, mit der Rücksprache genommen wurde, erklärt sich mit dieser zeitweiligen Niederlassung in der Gemeinde einverstanden“ (ANLux, JPET-241698).

So weit zu den Lebensspuren der Familien Gottschalk-Ermann und Lichtenstein-Ermann, wie man sie für die Zeit ihres Walferdinger Exils aus dem Fonds Police des étrangers der Luxemburger Nationalarchive entnehmen kann.

## Der Leidensweg der jüdischen Familien

Über den Leidensweg, der den beiden deutsch-jüdischen Familien nach der nationalsozialistischen Besetzung des Großher-



Alle bisher aufgezeichneten Schwalbacher Juden, mit Ausnahme der damals jugendlichen Ruth Gottschalk, [...] wurden über das Camp Drancy in Sammeltransporten nach Auschwitz-Birkenau gebracht, wo sie ermordet wurden. [...]

MÜLLER  
2014: 17-19

zogtums Luxemburg bevorstand, sind wir durch eine rezente Studie über die Juden im saarländischen Schwalbach gut unterrichtet (MÜLLER 2014). So erwähnt der Verfasser Ferdinand Müller den von der deutschen Besatzungsmacht veranlassten kollektiven Ausreise-Transport vom 7. November 1940:

„In dem Transport von Luxemburg nach Vichy, Allier am 7.11.1940 waren auch unsere Ehepaare Gottschalk mit Tochter Ruth und Lichtenstein“ (MÜLLER 2014: 10).

Entgegen der Darstellung des saarländischen Lokalhistorikers sollte dieser Transport eigentlich nicht Zentralfrankreich ansteuern, sondern Portugal. Denn das eigentliche Ziel des Transportes war Lissabon, von wo aus die betroffenen Passagiere nach Übersee gelangen sollten. Der vom CdZ im Rahmen der geplanten Vertreibung der Juden aus Luxemburg veranlasste Transport von 293 Personen, der von Gestapo-Beamten begleitet und strengstens überwacht wurde, „wurde nach zehntägigem Warten an der portugiesischen Grenze von den Spaniern nach Frankreich zurückgebracht“ (DOSTERT 1985: 173\*-174\*).

Zu dem aufgezwungenen Exil-Aufenthalt in dem französischen „Vichy-Territorium“ weiß Ferdinand Müller Folgendes zu berichten:

„Unsere Familie Gottschalk, die mit dem Transport am

7.11.1940 von Luxemburg nach Vichy kam, wohnte danach in (La) Ciotat, einer Stadt im Süden Frankreichs unweit von Toulon“ (MÜLLER 2014: 12-13).

Weiterhin lesen wir, „dass das Ehepaar in (La) Ciotat in der Villa Micheline, Quartier Roter Mann, wohnte. Sie waren dort nicht mittellos, denn sie hatten ihre Wohnung mit eigenen Möbeln und sonstigem Hausrat ausgestattet, die sie ihrem Vetter Herbert Sternheimer, der in Montluel wohnte, bei ihrer Verhaftung am 26.8.1942 vermachten. [...] Beide kamen in das Camp Les Milles, wo sie nur kurze Zeit verbrachten und schon Ende August nach Drancy weitergeleitet wurden“ (MÜLLER 2014: 14-15).

Neben den Gottschalks versucht der saarländische Publizist auch den Lebensspuren des Ehepaars Ferdinand und Herta Lichtenstein-Ermann nachzugehen:

„Nach den Angaben in den Transportlisten zu urteilen, sind beide in getrennten Lagern untergebracht worden, und zwar Ferdinand im Lager Les Milles und Herta im Lager Riversaltes (sic). Oft wurden arbeitsfähige Männer von ihren Ehefrauen getrennt“ (MÜLLER 2014: 16).

Darüber hinaus stellt Müller fest: „Alle bisher aufgezeichneten Schwalbacher Juden, mit Ausnahme der damals jugendlichen Ruth Gottschalk, [...] wurden über das Camp Drancy in Sam-

meltransporten nach Auschwitz-Birkenau gebracht, wo sie ermordet wurden. [...] Moritz Gottschalk und seine Ehefrau Erna sowie Ferdinand Lichtenstein wurden mit dem Transport Nr. 29 am 7.9.1942 von Drancy nach Auschwitz transportiert. [...] Lichtenstein Herta, die getrennt von ihrem Ehemann schon vorher in einem anderen Lager untergebracht war, wurde mit dem Konvoi Nr. 33 unter Listen Nr. 332 am 16.9.1942 von Drancy nach Auschwitz deportiert [...]“ (MÜLLER 2014: 17-19).

Bevor er mit folgenden Äußerungen und Gedanken abschließt:

„Unsere dargestellten deportierten Schwalbacher Juden wurden, mit Ausnahme von Ruth Gottschalk, die den Holocaust überlebt haben soll, in Auschwitz Birkenau ermordet. Sie haben sicherlich in den wenigen Monaten nach ihrer Deportation von Luxemburg bis zu ihrem Tod in den Gaskammern von Auschwitz-Birkenau ihr Schicksal erahnt oder Gewissheit darüber erlangt, was rückschauend die ungeheure Tragik des Holocaust offenbart und uns zu einem tief empfundenen und ehrenden Gedenken Anlass sein soll“ (MÜLLER 2014: 19).

Nach dieser Hommage an die Schwalbacher Juden, die in unserem Kontext den Ehepaaren Gottschalk-Ermann und Lichtenstein-Ermann gilt, stellt Müller seine Nachforschungen über die einzige Schwalbacher jüdische Überlebende Ruth Gottschalk, die Tochter von Moritz und Erna, vor:

„Ich gehe nach allem, was ich bisher ermitteln konnte, davon aus, dass Ruth in Frankreich mit Wissen der Eltern 'untertauchte' und bei befreundeten Verwandten oder Bekannten illegal lebte und so dem Tod in den Vernichtungslagern entging. [...] Nach glaubhaften Aussagen von Frau Rosa Rupp geb. Müller habe ich in den Nachkriegsjahren jemand erzählt – wer das gewesen ist, daran konnte sie sich nicht mehr erinnern –, dass er Ruth Gottschalk getroffen hätte und in dem Gespräch sie gefragt habe, ob sie schon in Schwalbach gewesen sei, worauf sie geantwortet hätte, 'Schwalbach will ich nie mehr sehen'“ (MÜLLER 2014: 20-21). Wie wir wissen, sah sie Walferdingen nach Kriegsende wie-

der. Was wir nie erfahren werden, sind ihre Erinnerungen und Gedanken an die Walferdinger Exiljahre, die sie während ihres kurzen Aufenthaltes zwischen dem 23. und 26. April 1946 und in den Jahren danach bewegten.

## Zum Artikel

Der Beitrag basiert ausschließlich auf meiner Studie Jüdische Exilanten in Walferdingen (1935-1942). Der einleitende Text über die Walfer Juddegaass sowie die Teilstudie „Erlebtes – Erlittenes“. Fallbeispiel II: Die Familie Gottschalk-Ermann und das Ehepaar Lichtenstein-Ermann, wohnhaft in Helmsingen wurden integral übernommen. Siehe WEY, Claude, 2015: Jüdische Exilanten in Walferdingen (1935-1942). In: 50<sup>e</sup> anniversaire du Syndicat d'initiative et de tourisme de la Commune de Walferdange, SIT WALFER 1965-2015, Walferdange: 211-254. Vgl. S. 211-212 und S. 239-243. Der Bildband zum 50. Jubiläum des SIT Walferdingen ist zum Preis von 30 € erhältlich. Verkauf in der Empfangshalle des Rathauses Walferdingen oder Bestellung durch Überweisung von 30€ + 3€ (CCPL IBAN LU10 1111 0345 6432 0000).

## Archivalien

**Nationalarchiv Luxemburg** (ANLux). Fonds Police des étrangers (JPET):

- Dossier 241698, resp. 315385: GOTTSCHALK Moritz, ERMANN Erna ép. GOTTSCHALK, GOTTSCHALK

Ruth-Susi;

- Dossier 241698: LICHTENSTEIN Ferdinand, ERMANN Herta ép. LICHTENSTEIN.

## Literatur

DOSTERT, Paul, 1985: Luxemburg zwischen Selbstbehauptung und nationaler Selbstaufgabe. Die deutsche Besatzungspolitik und die Volksdeutsche Bewegung 1940-1945. Luxembourg, Imprimerie Saint-Paul.

MÜLLER, Ferdinand, 2014: Spurensuche. Jüdische Mitbürger in Schwalbach. Siehe <http://www.alemania-judaica.de/images/Images%20363/Schwalbach%20Juedische%20Spurensuche%201401.pdf>.

Zu weiterführenden und zusätzlichen archivalischen und bibliographischen Hinweisen siehe WEY, Claude, 2015: Jüdische Exilanten in Walferdingen (1935-1942). In: 50<sup>e</sup> anniversaire du Syndicat d'initiative et de tourisme de la Commune de Walferdange, SIT WALFER 1965-2015, Walferdange: 211-254. Bibliographie: 251-254.



# Vor 75 Jahren: Jüdische Zwangsarbeiter aus Luxemburg

Arbeiten an der „Reichsautobahn“ in Greimerath bei Wittlich

Wolfgang Schmitt-Kölzer

Am 17. Oktober 1941 verließ gegen ein Uhr nachts ein Zug den Hauptbahnhof in Luxemburg.<sup>1</sup> Darin waren 518 jüdische Menschen, die die Nazis ins Ghetto Litzmannstadt im polnischen Łódź deportieren. Nur 15 von ihnen überlebten.<sup>2</sup> Von den 192 Juden aus dem Regierungsbezirk Trier, die in diesem Zug waren, stammte etwa ein Viertel aus den damaligen Kreisen Bernkastel und Wittlich.<sup>3</sup> Unter den 326 Juden aus Luxemburg befanden sich viele, die in den Wochen vorher als Zwangsarbeiter im Reichsautobahn-Lager in Greimerath bei Wittlich interniert waren.

## Die Hintergründe

Anfang Oktober 1939 hatten die Autobahn-Behörden den Bauabschnitt zwischen Wittlich und Kaisersesch zur dringlichsten Strecke im Bereich der obersten regionalen Bauleitung in Frankfurt/Main erklärt.<sup>4</sup> Es entstanden 18 Reichsautobahn (RAB)-Lager, in denen im Oktober 1940 etwa 5.000 Dienstverpflichtete und Zwangsarbeiter interniert waren, darunter mehr als 2.000 Kriegsgefangene, überwiegend aus Frankreich.<sup>5</sup> Im Frühjahr 1941 kam das Projekt ins Stocken, als der „Generalinspektor für das deutsche Straßenwesen“, Fritz Todt, der gleichzeitig Rüstungsminister war, fast alle Zwangsarbeiter in die Rüstungsindustrie, aber auch in die Landwirtschaft und zu Bauprojekten in den Osten abzog. Auf Drängen von Gauleiter Gustav Simon, für den die Autobahn zwischen Montabaur und Trier/Luxemburg ein Prestigeobjekt war, erfolgte die Weiterarbeit, allerdings nur noch auf einzelnen Streckenabschnitten, u.a. zwischen Wittlich-Dorf und Hasborn.<sup>6</sup> Dazu internierten die Nazis verstärkt Zwangsarbeiter aus Luxemburg in die Autobahn-Lager, darunter auch Ju-

## Die jüdischen Zwangsarbeiter in Greimerath

Im Sommer 1941 lebten in Luxemburg nur noch etwa 800 Juden.<sup>7</sup> Es waren vor allem Familien, die sich eine Auswanderung nicht hatten leisten können oder aus Rücksicht auf kleine Kinder sowie ältere und kranke Familienmitglieder nicht hatten auswandern oder fliehen können. Durch Entlassung von ihren Arbeitsstellen, zwangsweise Auflösung ihrer Kleinbetriebe oder durch Berufsverbot herrschte in den jüdischen Familien große Armut.

Im August begannen die Nazis, die Luxemburger Juden in einem ehemaligen Kloster im Norden des Landes in Cinqufontaines/Fünfburgen in einer Art Ghetto zu isolieren, zunächst die alten und kranken. Parallel dazu erfolgte die Erfassung aller arbeitsfähigen Männer bis zum Alter von 60 Jahren zur Zwangsarbeit.<sup>8</sup> Acht von ihnen wurden vom Arbeitsamt der Firma Paul Würth in

Luxemburg zugewiesen, 32 in die Steinbrüche bei Nennig und 54 ins RAB-Lager in Greimerath geschickt und der Firma Krutwig zugewiesen.<sup>9</sup> Durch die Internierung der Männer ins Reichsautobahnlager wuchs die Angst in den Familien. Zudem fehlten jetzt die Einnahmen aus Gelegenheitsjobs oder aus der Heimarbeit bei den Schneidern.

Die Nazis brachten die jüdischen Zwangsarbeiter in drei Transporten nach Greimerath (4., 11. und 17. September 1941).<sup>10</sup> Dreizehn von ihnen hatten die luxemburgische Staatsangehörigkeit, die anderen waren nach Luxemburg ausgewanderte bzw. vor den Nazis geflohene Menschen aus Deutschland (22), Polen (13), Litauen (3), Russland/UdSSR(1), Österreich (1), von einem jüdischen Zwangsarbeiter ist die Herkunft bisher nicht bekannt.<sup>11</sup>

Das Lager in Greimerath bestand aus zwei Mannschafts-Baracken, aufgebaut im April 1940, und lag an der sogenannten Weinstraße zwischen Ort und Autobahntrasse.<sup>12</sup> Es war für 200 Personen ausgelegt<sup>13</sup> und gehörte damit zu den kleineren. Dies kam der Absicht der Nazis entgegen, die jüdischen Zwangsarbeiter „im geschlossenen Arbeitseinsatz“, also allein arbeitenden Arbeitskolonnen, einzusetzen.<sup>14</sup> Zu ihrer Bewachung auf den Baustellen bei Greimerath war die SS eingesetzt.<sup>15</sup>

## Unmenschliche Lebensbedingungen

Die Arbeitsverhältnisse und Lebensbedingungen für die jüdischen Zwangsarbeiter waren unmenschlich. Sie mussten schwerste Arbeiten verrichten und erhielten nur den niedrigsten Tariflohn. Vom Lohn gingen Steuern, Sozialversicherung, die Kosten für Verpflegung, Unterkunft und Lagerunterhaltung ab, so dass fast nichts mehr übrig blieb.<sup>16</sup>

Wie die Nazis die jüdischen Zwangsarbeiter in Greimerath behandelten und quälten, können wir einem Brief von Kurt Heumann an die Israelitische Gemeinde in Luxemburg vom 16. September 1941 entnehmen. Zu diesem Zeitpunkt war er erst fünf Tage in Greimerath und durch die Knochenarbeit bereits zerschunden. „Die Arbeiten hier sind furchtbar hart, noch härter die Bedingungen, unter denen wir sie verrichten müssen. Dieses schwere Los wird ja jetzt von vielen gemeinsam getragen. Aber für mich kommt noch ein Weiteres hinzu: Die Voraussetzungen und Grundlagen meines Berufes als Musiker, die Ausbildung der Hände, an der ich mein ganzes bisheriges Leben gearbeitet habe und von der mein zukünftiges Leben abhängt, werden durch die hier von mir geforderten Arbeiten völlig ruiniert und zunichte gemacht.“<sup>17</sup>

Auch Kranke waren nach Greimerath geschickt worden. Josef Cahen war trotz eines schweren Bruchleidens vom Arbeitsamt Luxemburg bei der Reichsautobahn in Greimerath eingesetzt worden. Durch die dortige schwere Arbeit hatte sich sein Gesundheitszustand so stark verschlechtert, dass der Arzt, der



Die Mannschaft von Jeunesse Esch und ihr neuer Trainer Max Gold (stehend, ganz rechts) im September 1938. Foto aus A-Z, 25. September 1938 beim Spiel Jeunesse-Union (3:1).

nach ihm sah, erklärte, dass die Operation sehr schwer würde und Cahen anschließend nicht mehr in der Lage sein würde, „schwere physische Arbeit zu verrichten“.<sup>18</sup>

Trotz mehrerer Schreiben der Israelitischen Kultusgemeinde an den „Chef der Zivilverwaltung“ und das „Wirtschaftsamt“ bekamen die jüdischen Zwangsarbeiter in Greimerath weder Arbeitskleidung noch Arbeitsschuhe.<sup>19</sup> Als sich bis Ende September in dieser Hinsicht nichts getan hatte, schrieben vier von ihnen (Jakob Hirschhorn, Karl Juda, Walter Kallmann und Berthold Kaufmann) einen gemeinsamen Brief an das Israelitische Konsistorium bezüglich der Zusendung von Bezugsscheinen für Arbeitskleidung und Arbeitsschuhe.<sup>20</sup> Auch diese Aktion blieb ohne Erfolg.

## Flucht und Fluchtversuche

Da die Arbeits- und Lebenssituation immer unerträglicher wurde, versuchten einige Luxemburger Juden aus dem Lager Greimerath zu entkommen. Während Karl Juda die Flucht gelang, war ein weiterer Fluchtversuch leider nicht erfolgreich. Im Tagesrapport Nr. 66 der Staatspolizeistelle Trier (Stapo) ist vermerkt, dass am 3. Oktober 1941 fünf der jüdischen Zwangsarbeiter einen Fluchtversuch von der „Reichsautobahn“ unternommen hatten – Paul Hirsch, Max Hirsch, Michel Levy, Walter Michel und Edmund Marx. Sie wollten nach Luxemburg zurück, wurden aber bei diesem Fluchtversuch festgenommen.<sup>21</sup>

## Leidenswege der Zwangsarbeiter

Im September 1941, also in der Zeit, in der die jüdischen Zwangsarbeiter aus Luxemburg in Greimerath waren, entschieden die Nazis, die Auswanderung der Juden zu stoppen und mit den Deportationen in den Osten zu beginnen.<sup>22</sup>

Gauleiter Simon setzte alles daran, diese Regelung auch in Luxemburg schnell umzusetzen. Das Einsatzkommando der Sicherheitspolizei erstellte „Durchführungsbestimmungen“ für den ersten Transport nach Litz-

mannstadt, die die Israelitische Kultusgemeinde am 7. Oktober 1941 an ihre Mitglieder weitergeben musste<sup>23</sup>, und eine Liste mit den Namen von 374 Luxemburger Juden, die deportiert werden sollten.<sup>24</sup>

Dass letztlich etwa 50 Luxemburger Juden weniger als von den Nazis geplant in diesem Transport des 17. Oktober waren, hängt damit zusammen, dass sich viele buchstäblich in letzter Sekunde retten konnten. Wie durch ein Wunder konnte ein letzter Auswandererkonvoi Luxemburg am 15. Oktober in Richtung Lissabon verlassen.<sup>25</sup> Mit dabei waren sechs Juden, die vorher im Lager Greimerath waren: Karl Abraham, genannt Charles Brahm, Josef Cahen, Fritz Erich Hanau, Heinrich Kuliasko, Bernhard Levy, Leo Levy.<sup>26</sup> Der überwiegende Teil der in Greimerath Internierten stand auf den Listen der Nazis des Transports nach Litzmannstadt. Aus Quellen des Nationalarchivs in Luxemburg ergibt sich, dass die meisten zwischen dem 4. und 11. Oktober 1941 nach Luxemburg zurückgebracht wurden<sup>27</sup>, die letzten am 21. Oktober.<sup>28</sup>

## Die Bilanz des Terrors

Auch wenn Zahlen das Leid der 54 jüdischen Zwangsarbeiter, die in Greimerath interniert waren, nicht wiedergeben können, seien sie dennoch genannt:

Deportation nach Litzmannstadt (29), Deportation nach Auschwitz (2), Deportation nach Theresienstadt (2), Deportation nach Buchenwald (1), Deportation nach Mauthausen (1), Deportation nach Hinzert (1), an bisher nicht bekannten Ort deportiert (1), nach Belgien emigriert (4), nach Amerika emigriert (6), durch Flucht aus Greimerath gerettet (1), durch „Mischehe“ verschont (4), durch Krankheit der Deportation 'entgangen' (1), Leidensweg nicht bekannt (1).

Zum Abschluss sollen die Lebenswege von vier Zwangsarbeitern aus Greimerath nachgezeichnet werden:

### Jakob Finkelstein

Geboren am 25. März oder 3. April 1904 in Lublin/Polen, ermordet 1942 in Chelmo.

Jakob Finkelstein war von Beruf Friseur-Meister, meldete sich

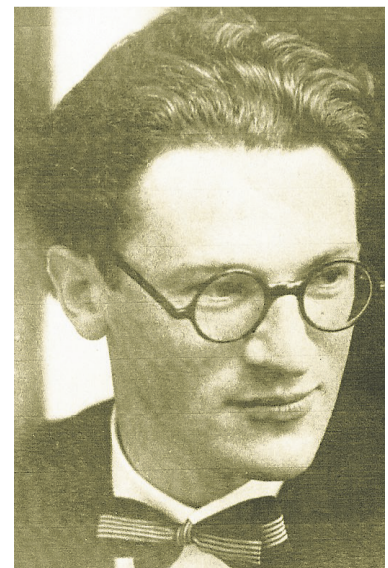
am 4. Juli 1928 in Differdingen an und heiratete dort am 17. Dezember 1928 Perla Langwajz.<sup>29</sup>

Er übernahm den Friseursalon seines Bruders, der sein Geschäft nach Esch/Alzette verlegte. Beim Einmarsch der Nazis im Mai 1940 wurde die Familie, die inzwischen zwei Kinder hatte – Rachel Isidor (geb. 1935) – in die Gegend von Wiltz evakuiert und kehrte im Juni zurück.<sup>30</sup> Ab 17. September 1941 war Jakob Finkelstein an der Reichsautobahn in Greimerath interniert.<sup>31</sup>

Am 17. Oktober 1941 deportierten die Nazis die gesamte Familie Finkelstein und auch Esther, die Mutter von Jakob, ins Ghetto Litzmannstadt. Esther starb am 16. April 1942 im Ghetto, Jakob kam vermutlich mit den anderen Mitgliedern der Familie im Frühjahr 1942 in die Gaskammern des Vernichtungslagers Chelmo. Möglicherweise ist Tochter Rachel 1944 in Theresienstadt ermordet worden.<sup>32</sup>



Karl Juda



Kurt Heumann

Foto: Stadtarchiv Differdingen

Foto: Léonore Schütz-Heumann



**Kurt Heumann**

Geb. am 17. Mai 1902 in Aachen, ermordet am 7. August 1942 in Mauthausen

Kurt Heumann kam in Aachen als Sohn des in Fürth geborenen Kaufmanns Salomon Heumann und Thekla Heumanns geb. Rosenthal zur Welt.<sup>33</sup> Er studierte in Köln Musikwissenschaft, Germanistik und Philosophie sowie am dortigen Konservatorium „Klavierspiel und Direktion“.<sup>34</sup> Anfang 1932 war er als Chordirigent am Stadttheater Meißen tätig.<sup>35</sup> Nach einem Engagement in Bad Orb emigrierte er im Oktober 1933 von Deutschland nach Luxemburg und war zunächst am Stadttheater als zweiter Kapellmeister tätig. Am 2. Dezember 1933 heiratete er in Luxemburg Maria Tümsmeyer aus Köln, geboren am 17. Januar 1907 in Koblenz, von Beruf Sozialpädagogin. Sie war katholisch. Auch Maria war sehr musikalisch, sie lernten sich kennen, als Kurt ihr Klavierunterricht gab.<sup>36</sup> Das Ehepaar bekam zwei Kinder – am 12. Januar 1936 Johann Sebastian Günter und am 18. April 1940 Tochter Léonore, die beide katholisch getauft wurden. Als der Vertrag von Kurt Heumann am 28. Februar 1934 auslief, war er als Korepetitor tätig, gab Klavierunterricht und schrieb musikwissenschaftliche Beiträge für verschiedene Zeitschriften. Als Glücksfall erwies sich später sein Engagement beim Düdelinger Arbeiter-Gesangverein. Mit Beginn des Zweiten Weltkrieges stellten die Gesangsvereine ihre Aktivität ein. Kurt Heumann fand eine Anstellung im Café Cirelli in Düdelingen und hatte einige Privatschüler.<sup>37</sup>

Vom 11. September bis 11. Oktober 1941 war er im Reichsautobahn-Lager in Greimerath bei Wittlich interniert. Zurück in Luxemburg, wurde Kurt Heumann nach einer Denunziation am 18. Juni 1942 verhaftet, weil er sich neun Jahre zuvor in einer deutschen Behörde angeblich „ungebührlich“ verhalten hatte. Nach seiner Inhaftierung im Gefängnis Luxemburg-Grund vom 21. Juni 1942 bis 4. Juli 1942 wurde er nach Hinzert gebracht und am 1. August 1942 ins KZ Mauthausen deportiert, dort nach wenigen Tagen, am 7. August, angeblich auf der Flucht erschossen.<sup>38</sup>

**Karl Juda**

Geboren am 9. Juli 1910 in Bitburg, gestorben am 10. Mai 1991 in Echternach.

Ende 1935 emigrierte Karl Juda mit seiner in Köln geborenen Mutter Clara, geb. Stern, nach Luxemburg, wo sie bei Walferdingen und später in Weiler und Befort einen kleinen Bauernhof bewirtschafteten, was die Witwe zwang, einen Gutshof bei Bitburg weit unter Preis zu verkaufen. Sein in Bitburg geborener Vater Heinrich war bereits im Jahre 1921 an den Folgen einer bei Verdun erlittenen Kriegsverletzung gestorben. Nachdem im Mai 1940 die Nazis Luxemburg besetzt hatten, begann man bald da-

rauf, die dort lebenden Juden zu schikanieren. Karl Juda war damals 30 Jahre alt und gut integriert.

Als bescheidener, Platt sprechender gelernter Landwirt und guter Fußballspieler hatte er kaum Probleme mit der Luxemburger Dorfbewölkerung in und um Befort. Im Sommer 1941 weigerte er sich, die von der Besatzungsmacht vorgeschriebene Armbinde mit Judenstern zu tragen, die er in jugendlichem Leichtsinn seinem deutschen Schäferhund um den Hals hingab. Befort war begeistert und noch heute sprechen alte Mitbewohner davon.

Allerdings wurde der Vorfall gemeldet und Karl Juda kam im September 1941 auf eine Art Strafliste für Luxemburger Juden zur Zwangsarbeit in ein Arbeitslager zum Bau der Autobahn bei Greimerath in der Nähe von Wittlich.

Es gelang ihm, von dort auszubringen, und er floh quer durch Deutschland, zuerst nach Düsseldorf, wo er mehrere Monate bei einem Bäcker Unterschlupf fand. Dann fuhr er ohne Papiere, meist mit dem Zug, bis in die Gegend von Rheinfelden bei Basel. Ein gefährliches Unterfangen, da junge Männer ständig von Grenzern oder Militärpolizisten kontrolliert wurden. Eine Festnahme hätte wohl den sicheren Tod bedeutet. Er durchschwamm in einer Julinacht 1942 den an dieser Stelle sehr gefährlichen Rhein und erreichte bei Kaiseraugst Schweizer Boden. Dort arbeitete er einige Tage als Bademeister. Allerdings wurde er nach kurzer Zeit von der Schweizer Polizei als illegaler Einwanderer ohne Mittel verhaftet, als er versuchte, zu Fuß nach Zürich zu gelangen. Als die Schweizer Zöllner ihn umgehend am Grenzübergang Basel den Deutschen ausliefern wollten, verhandelte er mit den Grenzern, die ihm zugestanden, er möge auf gleichem Weg, wie er gekommen war, „heim ins Reich“ schwimmen. In der Nacht kam er – nur mit einer Badehose bekleidet – wieder nach Deutschland zurück, da ihm der stark strömende Fluss den Kleidersack weggerissen hatte. Er versteckte sich in einer Kiesgrube bei Wylen. Nach drei Tagen in recht aussichtsloser Lage beobachtete er ein Paar, das mit dem Fahrrad ankam und ein Bad im Rhein nahm. Karl Juda entwendete das Fahrrad und die Uniform eines Offiziers des Reichsarbeitsdienstes samt Brieftasche und Ausweispapiere und flüchtete damit Richtung Norden.

Er beschloss, zu seiner Mutter nach Luxemburg zurückzukehren. Als er nach einer gefährlichen Odyssee wieder in Befort ankam, war seine Mutter Clara in das als Altersheim getarnte Sammellager Fünfbrunnen (Cinqfontaines) bei Ullingen/Troisvierges beordert worden. Von dort wurde sie zunächst über Dortmund nach Theresienstadt und im Januar 1943 weiter nach Auschwitz deportiert und ermordet.

Karl Juda gelang es, den Krieg zu überleben. Nachdem er bei Rückkehr nach Luxemburg das Haus der Mutter verlassen vorgefunden hatte, wandte er sich an die Nachbarfamilie Jodocy, die in Befort einen kleinen Bauernbetrieb führte.

Diese einfachen und streng gläubigen Eheleute willigten umgehend ein, ihn im Heuboden des Viehstalls ein Versteck einzurichten. Mehr als zwei Jahre hielt sich Karl Juda dort versteckt. Nach der Befreiung durch die US-Armee im September 1944 engagierte er sich als Aushilfs-Gendarm aktiv in der Luxemburger Resistenz, die in den Dörfern sehr stark war.

Während der „Rundstedt-Offensive“ Ende 1944 verlief eine Frontlinie genau durch Befort, und Karl Juda kämpfte mit kleinen Luxemburger Widerstandsgruppen auf Seiten der US Army. Dabei gelang es ihm sogar, in den Wäldern um Befort mit nur einem einzigen Waffenfreund ein Dutzend Wehrmachtssoldaten aufzuspielen, zu stellen und in Kriegsgefangenschaft zu bringen. 1945 bekleidete er die Stelle eines Dolmetschers im US-Hauptquartier in Luxemburg. Dort lernte er 1946 seine spätere Frau Jeanne Salomon kennen, eine Überlebende der Konzentrationslager Auschwitz und Ravensbrück. Sie wohnten ab 1950 in Echternach und führten in Bitburg ein Bekleidungsgeschäft.<sup>39</sup>



Foto: Zeitungsarchiv des jüdischen Museums Wien

Jakob Finkelstein

**Maximilian Gold**

Geboren am 2. Februar 1900 in Wien, gestorben am 27. November 1961 in Teheran.

Max Gold war von Beruf Sportlehrer. In den 1920er Jahren war er in Wien ein bekannter Fußball-Profi, spielte in der Nationalmannschaft und errang in der Saison 1924/25 mit der Mannschaft Hakoah Wien, einem jüdischen Sportverein, die österreichische Meisterschaft der Profiligen und erzielte in dieser Saison elf Treffer.<sup>40</sup>

Im Frühjahr 1926 wurde das Meisterteam in die USA eingeladen und absolvierte in New York zwei Spiele, eines vor 46.000 Zuschauern.<sup>41</sup> In der zweiten Hälfte der 1920er Jahre spielte Max Gold in verschiedenen New Yorker Mannschaften. Nach dem verletzungsbedingten Ende seiner Karriere war er u.a. Manager von Maccabi Chicago<sup>42</sup> und Betreuer der Nationalmannschaft Litauens und Lettlands. In dieser Zeit lernte er vermutlich seine Frau kennen. Im Jahre 1938 emigrierte er mit seiner Frau nach Luxemburg<sup>43</sup> und trainierte ab September desselben Jahres die Mannschaft von Jeunesse Esch.<sup>44</sup>

Am 17. August 1940 kam Tochter Erika in Luxemburg zur Welt.<sup>45</sup> Maximilian Gold war vom 4. September bis 11. Oktober 1941 im RAB-Lager Greimerath.<sup>46</sup> Nach seiner Rückkehr nach Luxemburg erhielt er am 17. November 1941 eine Anordnung der Gestapo zu zweimonatiger Zwangsarbeit in Cinqfontaines/Fünfbrunnen – Fundamentarbeiten für Baracken – „zur Konzen-

trierung aller Juden“. Danach sollte die Familie Gold in Cinqfontaines/Fünfbrunnen interniert werden.<sup>47</sup> Am 23. April 1942 vermerkte die Gestapo in ihrer Kartei, dass es Max Gold und seiner Familie gelungen war, unterzutauchen. Die Bemerkung auf der Kartei-Karte der Luxemburger Gestapo „fort, unbekannt wohin“ zeigt, dass ihr die Familie spurlos 'entwischt' war. Zum Hintergrund:

Die luxemburgischen Widerständler Eugène Thomé und René Künsch hatten der Familie Gold geholfen, bei Rodange-Athus über die belgische Grenze zu kommen.<sup>48</sup>

Maximilian Gold überlebte, wohnte nach dem Zweiten Weltkrieg in Brüssel und ging später nach Wien zurück. Am 6. Dezember 1961 fand die Beerdigung von Max Gold auf dem Wiener Zentralfriedhof statt. Vorausgegangen war ein tragischer Unfall in Teheran – als Manager der schwedischen Meisterelf Malmö begleitete er diese auf einer Reise, auf der sie in Teheran, Bagdad und anderen Städten spielen

wollten. Im Hotel öffnete Max Gold die Tür zum Aufzugschacht – die Kabine hielt in einem höheren Stockwerk – er stürzte in die Tiefe und starb.<sup>49</sup>

**Fazit**

Die Internierung der jüdischen Zwangsarbeiter aus Luxemburg an der „Reichsautobahn“ und die Deportation vieler von ihnen ins Ghetto Litzmannstadt im Jahre 1941 geschahen vor genau 75 Jahren. Es bleibt weiterhin wichtig, an das Unrecht zu erinnern, damit es nicht in Vergessenheit gerät.

Die Errichtung eines Mahnmals an der Autobahnkirche in St. Paul bei Wittlich, gestaltet vom Künstler Sebastian Langner, ist im Jahre 2013 auch in Luxemburg positiv wahrgenommen worden. Nicht nur dort wird 2016 der jüdischen Zwangsarbeiter gedacht.

Dieser Artikel ist ein Nachdruck aus dem Kreisjahrbuch Bernkastel-Wittlich 2016.

**Anmerkungen**

- Nationalarchiv Luxemburg (ANLux), Bestand Consistoire Israélite (1932-1990), FD-083-17
- Pascal EBERHARD: Der Überlebenskampf jüdischer Deportierter aus Luxemburg und der Trierer Region im Ghetto Litzmannstadt, Briefe Mai 1942, Saarbrücken 2012, S. 10f.
- [http://www.statistik-des-holocaust.de/list\\_ges\\_rhl\\_411016.html](http://www.statistik-des-holocaust.de/list_ges_rhl_411016.html)
- Hessisches Hauptstaatsarchiv Wiesbaden (HHStAW), Best. 485, Nr. 277
- Bundesarchiv Berlin (BArch) R 4602, Nr. 237, Bl. 13f. (Oktober 1940) und Nr. 394, Bl. 90ff. (Mai 1942 - diese Statistik wurde nach Einstellung der Bauarbeiten erstellt, ist aber wichtig, weil sie Informationen über verschiedene Lager enthält, die in der Statistik von 1940 nicht erwähnt werden). Die 18 Lager befanden sich im Zuständigkeitsbereich der Bauabteilung Wittlich, der von Schweich bis Ulmen reichte.
- Schriftwechsel von Gauleiter Simon mit den Berliner Behörden zwischen Mai und September 1941: BArch Berlin, R 4601, Nr. 4117, Bd. 2., Bl. 222-244
- Vor der Besetzung durch die Wehrmacht am 10. Mai 1940 waren es etwa 3900: La Spoliation des biens juifs au Luxembourg 1940-1945, Rapport final, Luxembourg 2009, S. 12-14
- Zum Thema Cinqfontaines: Marc SCHOENTGEN: Das „Jüdische Altersheim“ in Fünfbrunnen, in: Wolfgang BENZ, Barbara DISTEL (Hrsg.): Terror im Westen, Nationalsozialistische Lager in den Niederlanden, Belgien und Luxemburg 1940-1945, Berlin 2004, S. 49-71; zum Thema Zwangsarbeit: ANLux, Fonds Fünfbrunnen (Cinqfontaines), FMD-002
- ANLux, FD-083-42
- ANLux, FD-083-42 und -46; die Originallisten zum ersten und dritten Transport in: BArch Berlin, R 4601, Nr. 3052; Bl. 8f. Die Liste des dritten Transports ist unvollständig. Die Liste des ersten Transports veröffentlicht in: Dieter BURGARD, „Alles im Laufschrift“, Das KZ-Außenlager Wittlich, Luxemburg 1994, S. 47f.
- ANLux, FD-083-42
- Information von Bernhard Ehlen aus Mückeln, geboren 1924. Er war am Aufbau des Lagers beteiligt. Es war sein erster Arbeitseinsatz für die Firma Kabza, bei der er am 16. April 1940 ein Arbeitshältnis aufnahm. Nach einem Schreiben der Bauabteilung Wittlich vom 29. April 1940 war das Lager im Aufbau und sollte zusätzlich einen Fahrradschuppen erhalten: HHStAW, Best. 485, Nr. 282
- BArch Berlin, R 4602, Nr. 394, Bl. 91
- Dieter MAIER: Arbeitseinsatz und Deportation. Die Mitwirkung der Arbeitsverwaltung bei der nationalsozialistischen Judenverfolgung, Berlin 1994, S. 56
- Zeitzeugeninterview Karl Juda (1976), ANLux SC-TO-003-045
- Wolf GRÜNER: Juden bauen die „Straßen des Führers“, Zwangsarbeit und Zwangsarbeitslager für nichtdeutsche Juden im Altreich 1940 bis 1943/44, in: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft, 44 (1996) Heft 9, S. 791f.
- ANLux FD-083-42
- Schreiben des Präsidenten der jüdischen Gemeinde in Luxemburg, Sternberg, vom 24. September 1941 an das Einsatzkommando der Sicherheitspolizei (Sipo), Abt. 2E, Leutnant Schmalz, ANLux, FMD-002
- ANLux, FD-083-15
- ANLux FD-083-55
- LHA Ko. Best. 442, Nr. 15792, S. 547
- Schreiben von Himmler an den Gauleiter im Wartheland, Arthur Greiser, vom 18.9.41 mit der Ankündigung von Judentransporten aus dem Reich nach Litzmannstadt/Lodz; BArch Berlin NS 19 Nr. 2655, Bl. 3, Abdruck in: Peter Longcher (Hrsg.) unter Mitarbeit von Dieter Pohl: Die Ermordung der europäischen Juden. Eine umfassende Dokumentation des Holocaust 1941 - 1945, München 1989, Dok. 54, S. 157
- ANLux FD-083-26. Die Abfahrzeit war auf „0 Uhr 12 Minuten morgens“ ab Luxemburg festgesetzt
- ANLux, FMD-002
- Ino ARNDT: Luxemburg, in: Wolfgang BENZ, Dimension des Völkermords. Die Zahl der jüdischen Opfer des Nationalsozialismus, München 1991, S. 103
- Wolfgang SCHMITZ-KÖLZER: Bau der „Reichsautobahn“ in der Eifel (1939-1941/42) Eine Regionalstudie zur Zwangsarbeit. (In Vorbereitung)
- „Arbeitsbescheinigungen“ der Firma Krutwig, ausgestellt von Lagerführer Bach, in verschiedenen Akten des Bestandes ANLux, FD-083
- Paul CERF: Longtemps j'aurai mémoire, Documents et témoignages sur les Juifs du Grand-Duché de Luxembourg durant la seconde guerre mondiale Luxembourg 1974 S. 74
- Stadtarchiv Differdingen, Bescheinigung der Fremdenpolizei vom 11. August 1934
- Cédric FALTZ: „Als Differdingen judenrein wurde. Der Tag, an dem sich unsere Wege trennten“, Differdingen 2014, S. 62
- BArch Berlin, R 4601, Nr. 3052, Bl. 9
- Cédric FALTZ (wie Anm. 30), S. 62; zum Tod von Rachel: <http://db.yadvashem.org/names/name-Details.html?itemid=7695613&language=de>
- Stadtarchiv Aachen (StAAc), Standesamt Aachen Geburten Nr. 1505/1902; auf der Geburtsurkunde ist vermerkt, dass beim Sonderstandesamt Arolsen unter der Nummer 208/1949 sein Tod am 07.08.1942 im KZ Mauthausen beurkundet worden ist.
- Eintragung im am 18. Januar 1941 vom Arbeitsamt Luxemburg ausgestellten „Arbeitsbuch“, zur Verfügung gestellt von Frau Léonore Schütz-Heumann
- Informationen von Frau Angelika Pauels, Stadtarchiv Aachen
- Information von Léonore Schütz-Heumann
- Germaine GOETZINGER, Gast MANNES, Pierre MARSON: Ausstellung Exilant Luxemburg 1933-1947; Schreiben, Auftreten, Musizieren, Agitieren, Überleben / Ausstellung und Katalog, Mersch 2007, S. 149f.
- Die Verfolgung und Ermordung der europäischen Juden durch das nationalsozialistische Deutschland 1933-1945, Band 5 West- und Nordeuropa 1940 - Juni 1942, bearb. von Katja HAPPE, Michael MAYER, Maja PEERS, unter Mitarb. von Jean-Marc DREYFUS, München 2012, S. 553. Nach Angabe von Angelika Pauels - Stadtarchiv Aachen - soll der Bruder von Kurt Heumann, Oskar, ebenfalls nach Mauthausen deportiert worden und am 5. Dezember 1942 dort oder in Sachsenhausen gestorben sein.
- Diese Aufzeichnungen stammen von Henri, dem Sohn von Karl Juda, unveröffentlichtes Manuskript, Luxemburg 2015; es existiert ein Zeitzeugeninterview mit Charles (Karl) Juda vom 3. Mai 1976, ANLux SC-TO-003-045
- Sport-Tageblatt, Sportausgabe des Neuen Wiener Tageblatts, 8. Juli 1925
- Jim G. TOBIAS: Masei tov Hakoah Wien! Ein jüdischer Sportverein wird 100 Jahre alt, in: haGall.com Jüdisches Leben online, 07. September 2009: <http://www.hagalil.com/archiv/2009/09/07/hakoah/>
- [http://de.wikipedia.org/wiki/Maximilian\\_Gold](http://de.wikipedia.org/wiki/Maximilian_Gold)
- Centre de Documentation et de Recherche sur la Résistance, Luxemburg (CDRR), Datenbank pub-juve 1939-1945
- Escher Tageblatt, 13. September 1938
- Generalstaatsarchiv Brüssel, Maximilian Israel Golds Kartei-Karte der Gestapo Luxemburg
- Paul CERF (wie Anm. 28), 1974, S. 72
- ANLux, FD-083-53
- Henri WEHENKEL: Der antifaschistische Widerstand in Luxemburg, Luxembourg 1985, S. 122
- Meldungen aus verschiedenen Wiener Zeitungen, zur Verfügung gestellt vom Jüdischen Museum in Wien: <http://www.jmw.at> (letzte Abrufe aller verwendeten Internet-Seiten am 26.7.2015)



Foto: Léonore Schütz-Heumann

Familie Heumann 1941



# Die Geschichte von Berthold Janske und Gerda Wisch

Ein Fall von „Rassenschande“

Henri Wehenkel

Vor zehn Jahren starb im Alter von 95 Jahren Berthold Janske. Vor seiner Urne erinnerte der saarländische Historiker Luitwin Bies im Namen der „Vereinigung der Verfolgten des Naziregimes“ an das bewegte Leben des aufrechten Antifaschisten. Ein Jahr vorher war Janske von der saarländischen SPD für seine fünfundsechzigjährige Parteimitgliedschaft geehrt worden. Berthold Janskes Leben war eng mit Luxemburg verbunden, wohin er 1938 geflüchtet war und wo er eine umfangreiche Polizeiakte besaß.<sup>1</sup>

Janske stammte aus Breslau (Wroclaw), Niederschlesien, das damals zu Deutschland gehörte. Der gelernte Kupferschmied trat 1930 der SPD bei, die er ein Jahr später für die linkssozialistische SAP verließ. Im Alter von 20 Jahren lernte er Gerda Wisch kennen, die in Posen (Poznan) zur Welt kam und jüdischer Konfession war. Aus einer Freundschaft wurde ein festes Verhältnis, was erst zu einem Problem wurde, als die Nazis an die Macht kamen und die Nürnberger Rassengesetze verkündeten. Gerda Wisch verlor ihre Arbeit als Verkäuferin und zog zu Berthold Janske, da sie elternlos war. Im Januar 1938 wurde sie schwanger, was beide zwang, in höchster Eile Nazi-Deutschland zu verlassen.

Fünf Monate lebten sie illegal in der Niederlande. Am 16. Juli 1938 wurden sie von der Polizei verhaftet. Die hochschwangere Gerda Wisch wurde wegen illegalen Aufenthalts zum sofortigen Verlassen des Landes aufgefordert. „Man löste mir in Amsterdam eine Fahrkarte bis nach Luxemburg, während Janske noch während einigen Tagen in Haft gehalten wurde. In hiesiger Stadt angelangt, konnte die ESRA mir das belgische Einreisevisum verschaffen und mich nach Brüssel weiterbefördern. Dort fand ich auf Kosten des jüdischen Hilfsvereins Aufnahme.“

Der Bericht der Sûreté-Beamten Koch und Huberty lässt auf ein abgemachtes Spiel zwischen den niederländischen und luxemburgischen Behörden einerseits und der jüdischen Hilfsorganisation andererseits schließen. Er enthält keine abfällige Bemerkung über die nach offizieller Lesart in Konkubinat lebenden Flüchtlinge.

Der Umweg über Luxemburg scheint vor allem dem Zweck gedient zu haben, für Gerda Wisch eine legale Einreise nach Belgien möglich zu machen. Janske verließ seinerseits Amsterdam einige Tage später, durfte aber in Luxemburg bleiben, nachdem ihm Belgien aufgrund seines illegalen Aufenthalts in Holland die Einreise untersagt hatte. Er fand unverzüglich eine Arbeit als Knecht zuerst in Itzig und dann in Bartringen.

Am 24. September 1938 heirateten Berthold Janske und Gerda Wisch in Anderlecht, was mit einigen bürokratischen Schwierigkeiten verbunden war, weil Janske über keine Aufenthaltserlaubnis in Belgien verfügte. Der Polizeibericht stellte nur fest: „Janske kam nämlich an dem Tage nach Brüssel, musste aber nach der erfolgten Heirat sofort nach Luxemburg zurück.“ Am 22. Oktober 1938 kam Hans Janske in Brüssel zur Welt. Das Umgehen der Anwendung der Nürnberger Rassengesetze war gelungen, blieb aber für Luxemburg leider eine Ausnahme.

Die Haager Konvention von 1902 schrieb nämlich vor, dass bei der Eheschließung fremder Staatsangehörigen die Gesetzgebung des Ursprungslandes der Eheschließenden ausschlaggebend sei. Das hatte zur Folge, dass die Nürnberger Rassengesetze von 1935 auch im Ausland Gültigkeit hatten, wenn ein oder zwei Ehepartner die deutsche Nationalität besaßen. Es gab zwei Möglichkeiten, dieser Konsequenz aus dem Wege zu gehen, die einseitige Kündigung der Haager Konvention oder die Nichtberücksichtigung der Nürnberger Gesetze durch die Justizbehörden. Das wollten weder die Luxemburger Regierung noch der damalige Generalstaatsanwalt.<sup>2</sup>

Am 3. Januar 1939 trafen Gerda Janske-Wisch und ihr zweimonatiges Baby mit dem Brüsseler Schnellzug im Bahnhof Luxemburg ein. Bei der Passkontrolle stellte sich heraus, dass die Mutter die erforderlichen Papiere nicht vorzeigen konnte. Ihr Ehegatte konnte sich aber auf „eine mündliche Spezialermächtigung zur Einreise“ berufen, die er durch Vermittlung der jüdischen Hilfsorganisation ESRA und nach Intervention des sozialistischen Abgeordneten Fohrmann vom Justizminister René Blum erhalten hatte. „Auf dieses hin wurde sie unbehelligt gelassen, jedoch aufgefordert, ihre polizeiliche Anmeldung zu bewirken und

den Antrag, zwecks Erlangung der Fremdenkarte, zu stellen.“

Diese komplizierte Prozedur ist für heutige Menschen nicht sehr einleuchtend und sie täuscht deshalb auch manchen Historiker. Offiziell herrschte seit Frühjahr 1938 ein Aufnahmestopp und im Mai 1938 wurde sogar ein Bus mit österreichischen Juden an der Grenze zu Deutschland zurückgeschickt. Inoffiziell hatte Justizminister Blum eine Abmachung mit den jüdischen Hilfsorganisationen getroffen, um tausend Flüchtlinge per Spezialerlaubnis aufzunehmen oder nach Belgien zu bringen.<sup>3</sup> Die ESRA übte dabei eine quasi offizielle Funktion aus, wie auch aus den kollektiven Eintragungen im Anmelderegister der Stadt Luxemburg ersichtlich ist.<sup>4</sup>

Der Fall Janske-Wisch schien auf diesem unbürokratischen, halb legalen Weg gelöst zu sein. Janske verdiente als Knecht 200 Franken neben Kost und Logis. Für Wisch bezahlte die ESRA die Miete und den Unterhalt, was eine Unterstützung von insgesamt 340 Franken ausmachte. Bei ihrer Einreise hatte die ESRA versprochen, für die möglichst schnelle Weiterreise der Familie Sorge zu tragen, ein Versprechen, das nicht zu leicht zu halten war. Die USA hatten ihre Grenze geschlossen und die Hoffnung auf ein lateinamerikanisches Visum schien unrealistisch. Es blieb eine letzte Möglichkeit, die Einreise nach Siam (Thailand) in Südostasien, die am Einspruch der amerikanischen Hilfsorganisation Hicem scheiterte, welche die Geldmittel für die ESRA zur Verfügung stellte. Vom religiösen Standpunkt kam eine Mischehe einem Verrat an den Grundsätzen des jüdischen Glaubens gleich.

Die materielle Lage der Familie verbesserte sich allmählich. Im März 1939 gelang es der ESRA, Berthold Janske eine Beschäftigung in seinem Beruf als Kesselschmied bei der Firma Feidert in Hollerich zu vermitteln, danach fand er Arbeit beim Transportunternehmen Treff und schließlich als Installateur bei der Firma Öhrlein in Ettelbrück. Eine Wohnung im Stadtviertel Neudorf konnte gemietet werden. Janske beteiligte sich am gesellschaftlichen Leben, insbesondere im Verein der Schwerathleten, und nahm als Trainer und als Sportler an vielen Veranstaltungen teil. Am 7. Mai 1940, drei Tage vor



Berthold Janske  
im Jahr 1938  
ANLux,MJPEt-307704

dem deutschen Einmarsch, erhielt er eine Fremdenkarte, ohne eine Kautions hinterlegen zu müssen. Am 5. August 1940 überreichte Brigadier Folschette Albert Nussbaum von der ESRA eine provisorische Aufenthaltsgenehmigung für die Familie Janske-Wisch. Das Entgegenkommen der Behörden war umso bemerkenswerter, als gegen Janske eine Klage seines ehemaligen Arbeitgebers, Herrn H. aus Bartringen, vorlag. H. behauptete, Janske habe seine Strom- und Wasserrechnung nicht bezahlt, er habe Verleumdungen gegen die Ehegattin in Bartringen verbreitet und er verkehre mit Kommunisten. „Mein Wunsch wäre, dass die Familie aufgefordert würde, das Großherzogtum zu verlassen.“

Die Polizei verwarf die Forderungen, überzeugt, dass es sich nur um Mutmaßungen handele. So konnte die Gestapo, die sich im August 1940 in Luxemburg niederließ, nicht herausfinden, dass es sich bei Janske um einen gefährlichen Delinquenten handelte, der mit einer Jüdin zusammenlebte, mit Nazigeegnern Umgang pflegte und sich dem Wehrdienst entzogen hatte.

Im Jahre 1941 schickte seine Ettelbrücker Firma Janske für einen Auftrag nach Reckingen bei Mertzig im nahen Saarland. Am 9. Februar 1942 verhaftete die Gestapo Saarbrücken den verdächtig gewordenen Grenzgänger und brachte ihn vor das Landgericht Saarbrücken, das ihn im April 1942 wegen Rassenschande zu 14 Monaten Zuchthaus verurteilte. Seine Frau und ihr vierjähriger Sohn wurden am 12. Juli 1942 mit einer Gruppe von 24 Juden aus Luxemburg-Neudorf nach Osten abtransportiert. Gerda Janske ahnte, was ihr bevorstand. In ihrem Brief an ihren Gatten schrieb sie kurz vor ihrer Abfahrt: „Lieber Berthold sei tapfer und mache nichts Unüberlegtes. Ich bin sehr tapfer. Mache Dir keine Sorgen um mich und Hansi: Wir kommen nach Auschwitz, das ist in Oberschlesien. Mein lieber Berthold, was auch immer kommen mag, ich werde nie aufhören dich zu lieben und als meinen Mann zu betrachten. Ich werde mich auch stets so fühlen wie es ei-

ner verheirateten Frau zukommt. Denn lieber Berthold, was du bist kann mir nie mehr ein Mensch sein. Unsere Liebe war zu groß und dafür müssen wir büßen. Trotzdem bin ich dem Schicksal noch dankbar für die Jahre die ich mit dir erleben durfte. Wenn die Jahre auch voll Not waren aber ich hatte dich. Nun lieber Berthold sei vielemals gegrüßt und geküsst von deiner dich ach so guten Menschen immer und ewig liebenden Gerda und deinem Söhnchen Hansi.“

Im April 1943 wurde Janske freigelassen. Er kehrte nach Luxemburg zurück, wohnte in der Kapuzinerstraße und fand Arbeit bei der Firma in Ettelbrück, die ihn weiter nach Reckingen zur Arbeit schickte. Ende August 1944, als Luxemburg zum Kriegsgebiet erklärt wurde, befand sich Janske auf seinem Arbeitsplatz in Reckingen und wurde mit der Bevölkerung von Reckingen nach Bayern evakuiert. Als ehemaliger Zuchthäusler wurde er für wehruntauglich erklärt. Es gelang ihm, sich bis in seine ehemalige Heimatstadt Breslau durchzuschlagen, wo er versuchte, mithilfe der Amerikaner nach Luxemburg zurückzukommen.

„Ich wurde jedoch abgewiesen, mit der Begründung, nur Luxemburger könnten nach Luxemburg repatriert werden.“ Ende 1945 misslang ein zweiter Versuch, um in Trier eine Einreiseerlaubnis nach Luxemburg zu erhalten. Erst im Juni 1946 konnte er in Luxemburg dafür sorgen, dass ihm seine Möbel und andere Habseligkeiten zurückerstattet wurden. Sechs Nachbarn aus der Kapuzinerstraße<sup>5</sup> sagten aus, dass dieser Deutsche kein Nazi war.

## Anmerkungen

- Luitwin Bies: Für den Sturz des Naziregimes. Widerstand und Verfolgung von saarländischen Antifaschisten. 2007; ANLux, PE 30770
- Didier Boden, maître de conférences à la Sorbonne, in einer wissenschaftlichen Studie, die demnächst erscheint
- Aussage von Albert Nussbaum, siehe Léon. N. Nilles: Er verhalf den Juden zur Flucht. Revue, 20.10.1973
- Zum Beispiel nach der Reichskristallnacht, siehe Anmelderegister vom 10. bis 20. September 1938
- Unter ihnen der stadtbekannteste Friseurmeister Batty Weyland



# Von Bad Cannstatt nach Luxemburg

Ein deutsches Flüchtlingsschicksal (1939-1944)



Die Geschichte des jüdischen Ehepaars Jakob und Lucie Cohen im Spiegel von Dokumenten aus den „Archives nationales“

Marc Schoentgen

Eine graue, auf den ersten Blick unscheinbar wirkende Aktenmappe in den Luxemburger „Archives nationales“. Sie stammt aus dem Bestand „Police des étrangers“ und trägt die nichtsagende Nummer 251506. Ein luxemburgischer Beamter hat vermutlich im Oktober 1938 diese Ausländer-Akte angelegt und mit seiner geschwungenen Handschrift zwei Namen auf den Deckel notiert: 1. Cohen, Jacques 2. Cohen, Lucie, ép. Cohen. Dies lässt den Schluss zu, dass es sich bei dem Ehepaar um Juden handelt, da Cohen ein weit verbreiteter jüdischer Familienname ist, der in verschiedensten Varianten existiert. Auf dem Aktendeckel deutlich in violetter Stempelfarbe aufgedruckt: ein großes „J“, vermutlich für „Juif“ oder „Jude“. Es lässt sich nicht genau nachvollziehen, wann und von wem dieser Buchstabe aufgebracht wurde. In dem dünnen Konvolut befinden sich einige wenige Dokumente und Berichte über das Ehepaar Cohen, die – anders als es die französisierende Schreibung der Vornamen vielleicht vermuten ließe – sich mit dem Fall der deutschen Flüchtlinge Jakob und Lucie Cohen befassen. Die Papiere stammen aus den Jahren 1938 und 1939. Eine andere Akte befasst sich mit dem späteren Schicksal der Cohens: Nach 1945 stellte die jüdische Gemeinde von Luxemburg im Auftrag der Familie Nachforschungen über den Verbleib des Ehepaars an. Über den internationalen Suchdienst ITS in Bad Arolsen wurde aufgeklärt, was mit Jakob Cohen passierte, nachdem er von Luxemburg aus deportiert worden war. Aus Prag war ein Dokument gekommen, auf das Jahr 1950 datiert: Hierbei handelt sich offensichtlich um eine offizielle Todeserklärung. Auch wer nicht der tschechischen Sprache mächtig ist, findet schnell heraus, dass hier der Todesfall des 73-jährigen Jakob Cohen bescheinigt wurde: Am 27. Dezember 1942 verstarb er in Terezín, offiziell an einer Lungenentzündung, der Leichnam wurde zwei Tage später beigesetzt.<sup>1</sup> Die Stadt Terezín trug während des Zweiten Weltkrieges den deutschen Namen „Theresienstadt“ – hier befand sich im Festungsareal ein nationalsozialistisches Konzentrationslager, das von der NS-Propaganda verharmlosend als „Altersghetto“ dargestellt wurde, in Wahrheit aber nichts anderes war als ein Sammel- und Durchgangslager für Juden aus ganz Europa. Wann und wo Lucie Cohen ums Leben kam, blieb länger im Dunkeln: Ihre letzte Leidensstation lautete Auschwitz, wie die Luxemburger

Ermittler nach Recherchen erst Anfang der 1950er Jahre herausfanden.<sup>2</sup>

Die Akte Nr. 251506 und andere in den Nationalarchiven befindliche Papiere dokumentieren ein typisches Flüchtlingsschicksal aus den dreißiger Jahren des 20. Jahrhunderts vor dem Hintergrund der Judenverfolgungen in NS-Deutschland und dem anschließenden Genozid. Die erhaltenen Schriftstücke illustrieren aber auch den Umgang der Luxemburger Behörden mit Menschen, die nach 1933 den Machtbereich der Nationalsozialisten verließen, um sich vor rassistischer Verfolgung und Terror in Sicherheit zu bringen.

## Jüdische Flüchtlinge in den 1930er Jahren

Etwa einen Monat vor dem Novemberpogrom des Jahres 1938 entschlossen sich Jakob und Lucie Cohen-Cohen, ihr Heimatland Deutschland zu verlassen. Jakob Cohen (\*1869) stammte aus dem niedersächsischen Wittmund und hatte die fünf Jahre jüngere Lucie Cohen (\*1873) aus dem thüringischen Rudolstadt geheiratet. Das Ehepaar erlebte die Machtübernahme der Nationalsozialisten in Stuttgart, wo sie ein Geschäft für Kurz-, Weiß- und Wollwaren führten.

Die Nürnberger Rassengesetze von 1935, Diskriminierungsmaßnahmen und zunehmende Entrechtung machten dem kinderlosen Ehepaar die Existenz im Dritten Reich unerträglich. 1938 schließlich wurde ihnen auch noch die materielle Lebensgrundlage entzogen: Unter Zwang mussten sie das Geschäft an einen „arischen“ Konkurrenten verkaufen. Bei solchen „Arisierungen“ mussten jüdische Geschäftsleute ihre Unternehmen weit unter Wert verkaufen. Damit verloren sie nicht nur einen erheblichen Teil ihres Vermögens, sondern auch Beruf und regelmäßiges Einkommen. Die nationalsozialistische Politik gegen Juden radikalisierte sich zunehmend: Anfang Oktober 1938 wurden die Pässe der Juden für ungültig erklärt, neue Reisepässe mit einem „J“ gekennzeichnet, im November kam es zu der berüchtigten „Reichspogromnacht“. Unter diesen Umständen verließen immer mehr Juden das Deutsche Reich, allein 50.000 im Jahre 1938.

Allerdings hielt sich die Bereitschaft der meisten europäischen und nichteuropäischen Staaten zur Aufnahme der Emigranten zusehends in Grenzen. Von Anfang an war Luxemburg für viele

Juden ein wichtiges Transitland gewesen, aber die zahlreichen jüdischen Flüchtlinge wurden nicht unbedingt mit offenen Armen empfangen. Es war nicht nur die Angst vor einer „Überfremdung“ oder einer Konkurrenz auf dem Arbeitsmarkt, sondern auch die Furcht, dass sich nunmehr geflohene jüdische Händler und Geschäftsleute in Luxemburg niederlassen und den Einheimischen den Wohlstand streitig machen würden. Antisemitische Vorurteile gegenüber Juden und ein katholisch geprägter Antijudaismus waren überdies in Teilen der Gesellschaft fest verwurzelt, was in Luxemburg lebende ausländische Juden stärker zu spüren bekamen als alteingesessene Familien. Ab 1933 kamen schätzungsweise 2.000 deutsche und 1.000 österreichische Juden nach Luxemburg, manche nur auf Durchreise, andere aber mit der Absicht, sich in dem neutralen Großherzogtum dauerhaft niederzulassen.

## Flüchtlingssalltag: Bürokratische Hürden ...

Das Ehepaar Cohen hatte das Glück, dass Jakobs Bruder Louis in Luxemburg lebte, was die Chancen auf die Bewilligung einer Einreise- und Aufenthaltsgenehmigung damals deutlich erhöhte. Louis Cohen (\*1881) war bereits vor dem Ersten Weltkrieg nach Luxemburg gekommen und war erfolgreicher Besitzer eines großen Kaufhauses in der Hauptstadt. Er bemühte sich ab Anfang Oktober 1938 persönlich um die notwendigen Papiere, die administrativen Prozeduren waren aber beschwerlich, denn die zuständigen Polizeibehörden überprüften penibel jeden einzelnen Fall. Ein Beamter der Sûreté befragte den Antragsteller Louis Cohen, der erklärte, dass er die Verwandten nach Luxemburg kommen lasse, da „die Verhältnisse für Nichtarier in Deutschland unhaltbar geworden“ seien. Jakob und Lucie hätten die Absicht, sich definitiv in Luxemburg niederzulassen, „allwo sie, indem schon bejaht, ihre letzten Tage ruhig verbringen möchten“, so die Aussage von Louis Cohen. Außerdem gab er zu Protokoll, dass er für das Ehepaar finanziell aufkommen würde und garantierte, dass weder Jakob noch Lucie „irgendeine Betätigung hierlands aufnehmen würden, sei es direkt, noch indirekt“. Die Zusagen reichten dem Brigadier der Sûreté aber nicht aus: Er hatte offensichtlich wenig Vertrauen in die Aussagen des in Luxemburg bestbekanntesten Geschäftsmannes Cohen. Liest man den Bericht des Beamten, so finden sich mehr oder weniger explizite ausländerfeindliche und antisemitische Vorurteile. Der Brigadier witterte zum einen die Gefahr, dass Jakob Cohen im Falle einer Einreise genehmigung „dennoch der Versuchung nicht standhalten“ könne und sich doch irgendwann im Geschäft des Bruders betätigen würde. Zum anderen stelle der „stete Zuzug von jüdischen Emigranten eine Gefahr“ dar, „nicht allein für die einheimische Bevölkerung, sondern auch für die Geschäftswelt im Allgemeinen“. Entsprechend riet der Polizist von der Erteilung einer Einreisegenehmigung ab.

Wie stark die Meinung eines einzelnen Polizisten ins Gewicht fiel, zeigen die Überlegungen, die es daraufhin bei der zuständigen Justizbehörde gab: Der Wunsch

der Cohens auf Einreise nach Luxemburg wurde „en égard à l'affluence absolument excessive des émigrés juifs“ zunächst abgelehnt. Dann allerdings entschied Avocat général Robert Als anders und befürwortete vorsichtig den Antrag der Cohens, allerdings unter der Bedingung, dass erst dann wieder jüdische Emigranten aufgenommen werden könnten, wenn in gleichem Maße Juden das Land wieder verlassen hätten. Für das Ehepaar Cohen sprach aber die Tatsache, dass sie bereits ein recht hohes Alter hatten – Jakob Cohen war zum Zeitpunkt des Einreiseersuchens 69, seine Ehefrau 65 Jahre alt – und vor allem, dass Jakobs Bruder zugesichert hatte, für seine Verwandten aufzukommen. Womöglich lag es am guten Ruf des Antragstellers Louis Cohen, dass die endgültige Entscheidung des Justizministers schon am 18. November 1938 zugunsten der Verwandten aus Deutschland ausfiel.<sup>3</sup>

Die Einreise des Ehepaars verzögerte sich dennoch erheblich, was wahrscheinlich an den bürokratischen Schikanen lag, die jüdischen Auswanderern von Nazi-Deutschland bereitet wurden. Man benötigte für die Ausreise nach Luxemburg allerlei Papiere, darunter ein polizeiliches Führungszeugnis sowie einen gültigen Reisepass. Was scheinbar wie eine geordnete Auswanderung aussah, wurde für die Betroffenen in Wirklichkeit eine erniedrigende Quälerei: De Wohnung musste aufgelöst oder verkauft werden, das Mobiliar und andere Habseligkeiten konnte man in der Regel nur weit unter Wert verkaufen oder musste sie einfach zurücklassen. Das Vermögen, das der Geschäftsmann zusammen mit seiner Ehefrau über Jahrzehnte erarbeitet und erspart hatte, belief sich nach Verkauf des Geschäfts theoretisch noch auf 10.000 Reichsmark. So verzögerte sich die Emigration bis Sommer des darauf folgenden Jahres: I Juni 1939 endlich konnten Lucie und Jakob Cohen von Stuttgart über Trier-Wasserbillig nach Luxemburg übersiedeln, ihr Geld durften sie weder mitnehmen noch nach Luxemburg überweisen.

## ... und materielle Not

Die Luxemburger Bürokratie machte es Flüchtlingen aus Deutschland nicht gerade einfach: Das strenge Gesetz der „Police des étrangers“ stammte aus dem letzten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts und sah u.a. vor, dass Ausländer gezwungen werden könnten, an einem von den Behörden bestimmten Ort zu wohnen beziehungsweise auf Anordnung dorthin umzuziehen. Jeder Ausländer konnte gemäß Artikel 7 ausgewiesen werden, wenn er nicht „zum Lebensunterhalt ausreichende rechtmäßige Mittel“ nachwies. Zwar waren diese Bestimmungen zum Teil nicht mehr umsetzbar, da man deutsche Juden faktisch nicht in ihre Heimat abschieben konnte, aber das Gesetz der Fremdenpolizei räumte den Polizei- und Justizbehörden eine relativ große Macht ein, was den Umgang mit im Prinzip unerwünschten Ausländern anbelangte.<sup>4</sup>

Da das Ehepaar Cohen verwandtschaftliche Beziehungen hatte, waren die Formalitäten zur Erlangung der Einreise- und Aufenthaltsgenehmigung verhältnismäßig leicht zu bewältigen. Dennoch gestalteten sich die Anfänge

der Cohens in Luxemburg nicht einfach. So verweigerte der Zoll zunächst die Freigabe des Mobiliars, das die Cohens aus Deutschland mitbringen wollten. Die Anmelde-Erklärung konnte man erst bei der zuständigen Gemeinde vornehmen, wenn man ein amtsärztliches Attest vorweisen konnte. Zu guter Letzt schaute auch noch die Sûreté bei den Cohens vorbei: Der gleiche Polizist, der sich im Jahr davor gegen den Zuzug des jüdischen Ehepaars ausgesprochen hatte, kam in die Wohnung, wo er misstrauisch überprüfte, ob die gemachten Angaben stimmten und die Auflagen auch eingehalten würden. Nach einer Kontrolle der deutschen Reisepässe stellte der Brigadier in seinem abschließenden Bericht fest, dass die Cohens tatsächlich ältere, „unbescholtene Personen“ waren. Penibel überprüfte er die Vermögenslage der deutschen Emigranten: Nachweislich waren die Cohens mittellos. Beim Grenzübergang hatten sie lediglich zehn Reichsmark in bar besessen, mehr durften deutsche Juden bei der Flucht nicht mitnehmen. Das restliche Vermögen befand sich auf einem Sperrkonto in Deutschland und war damit praktisch verloren. Da Louis Cohen aber seinen zugesagten Verpflichtungen nachkam und dem mittellosen Bruder monatlich 1.500 Franken überwies, war der Fall aus behördlicher Sicht erledigt. Jakob und Lucie durften nun luxemburgische Ausweispapiere beantragen, was mit der Garantie für einen dauerhaften und zunächst sicheren Aufenthalt im Großherzogtum gleichzusetzen war.<sup>5</sup>

Verglichen mit anderen jüdischen Flüchtlingen war es den Cohens noch gut ergangen: Da Louis Cohen die Verwandten zunächst bei sich aufnahm und ihnen später eine Mietwohnung vermitteln konnte, durften sie sich wenigstens aussuchen, wo sie wohnen durften. Louis Cohen, der die Luxemburger Staatsangehörigkeit angenommen hatte, verfügte über genug Auskommen, um seine Angehörigen mit versorgen zu können, so dass diese ein bescheidenes Auskommen hatten. Andere Flüchtlinge hatten keine Verwandte und lebten von kleinen Vermögen, das sie rechtzeitig vor den Nazis ins Ausland hatten transferieren können. Diejenigen, die nur mit einem Koffer und einigen Kleidungsstücken über die deutsch-luxemburgische Grenze gekommen waren, hatten nur ihr Leben retten können und waren nun auf die Unterstützung von jüdischen Hilfsorganisationen angewiesen. Nach Kriegsausbruch 1939 mussten manche jüdische Familien auf Anweisung der Luxemburger Regierung in leer stehenden Hotels und Pensionen Quartier nehmen, womit indirekt die brachliegende Tourismusindustrie unterstützt werden sollte. Solche Hotelkosten fraßen die Ersparnisse schnell auf und stellten die Lebensgrundlage oder Pläne für eine Emigration nach Übersee in Frage.

## Das Exilland wird zur Falle

Nur wenige Monate nach der Ankunft in Luxemburg brach der Zweite Weltkrieg aus. Am 19. Oktober 1939 kam ein weiteres Mitglied der Familie Cohen nach Luxemburg: Alfred Abraham Cohen (\*1865), der ältere Bruder von Louis und Jakob, verließ





Trier und wohnte fortan in Rodange. Mit Max Cohen (\*1871), der ebenfalls aus Deutschland geflohen war, lebten nun die vier Brüder im Großherzogtum.

Das vermeintlich sichere Exil-Land Luxemburg drohte mit Beginn des Krieges für die jüdische Familie zu einer Falle zu werden. Während Louis Cohen, der jüngste der vier Brüder, nach dem deutschen Einmarsch – mit einem gültigen luxemburgischen Pass ausgestattet – im August 1940 über Frankreich nach Brasilien fliehen konnte, blieben Alfred, Max, Jakob und Lucie Cohen im besetzten Luxemburg zurück. Nach dem Amtsantritt von Gauleiter Gustav Simon wiederholten sich die Demütigungen, die sie alle schon in Deutschland hatten erleben müssen: Im September 1940 führte Simon die Nürnberger Gesetze ein und begann eine rücksichtslose Vertreibungs- und Ausgrenzungspolitik. Als deutsche Juden hatten die Cohen-Brüder keine Chance, Europa zu verlassen: Sie hatten keine Barmittel und keine Ausreisepässe; angesichts ihres hohen Alters wäre kaum ein Land innerhalb oder außerhalb des Kontinents bereit gewesen, sie aufzunehmen. Die Cohens teilten ihr Schicksal schließlich mit mehreren Hundert Glaubensgenossen, denen der Weg nach Übersee aus den unterschiedlichsten Ursachen versperrt blieb.

## Entrechtung, Vertreibung und Umsiedlung

Gauleiter Gustav Simon wollte Luxemburg möglichst schnell „judenfrei“ haben. Dementsprechend forcierten Gestapo und Zivilverwaltung 1940/41 die Auswanderung der Juden. Durch andere Maßnahmen sollten alle Spuren jüdischen Lebens aus der Öffentlichkeit verschwinden. Jü-

dische Kinder wurden bereits 1940 von den Schulen ausgeschlossen, dann wurden Geschäfte „arisiert“ – darunter auch das Unternehmen von Louis Cohen. Die Synagogen des Landes wurden unter Beteiligung von luxemburger Kollaborateuren geschändet und zerstört, der private Besitz von Juden wurde konfisziert.

In diesem Zusammenhang entstand im Norden Luxemburgs in der Nähe von Ulflingen (Troisvierges) ein „Jüdisches Altersheim“: Hierhin mussten ab Sommer 1941 Juden aus dem ganzen Land übersiedeln. Ziel war es, die noch verbliebenen Juden von der volksdeutschen Bevölkerung zu trennen und an einem abgelegenen Ort zu konzentrieren. Außerdem wurde auf diese Weise dringend benötigter Wohnraum frei. Wie die meisten Juden, die 1941 noch in Luxemburg lebten, musste nun auch das Ehepaar Cohen seine in der Schötterstraße 13 gelegene Mietwohnung aufgeben. Sie gehörten zu den ersten Juden, die im August 1941 aus der Luxemburg-Stadt in das leer stehende Kloster umziehen mussten, im Oktober kam auch der siebzigjährige Max Cohen nach Fünfbrunn. Rasch stieg die Zahl der Heimbewohner auf etwa 150 Personen an. Den Unterhalt mussten die Heiminsassen im Prinzip selber finanzieren: Da die Gebrüder Cohen völlig mittellos waren, wurde von der deutschen Zivilverwaltung erst das Geschäftskonto des jüngsten Bruders geplündert, danach musste die Kultusgemeinde aufkommen. Die Lebensbedingungen in dem einsam gelegenen „Jüdischen Altersheim“ waren für die Insassen – in der Mehrheit Alte und Kranke – überaus belastend: Das Gebäude war während Monaten überbelegt, die Ausstattung mit Lebensmitteln war man-

gelhaft. Als Ehepaar hatten Jakob und Lucie Anrecht auf ein winziges Zimmer, das kaum Platz für persönliche Habe bot. Mit kleinen Öfen versuchten sie in dem strengen Winter von 1941/42, ihre Behausung zu heizen. Angesichts eines hohen Anteils von Bettlägerigen und Pflegebedürftigen war die medizinische Versorgung unzureichend, die Krankheits- und Todesrate entsprechend hoch. Die Maßnahmen der Gestapo versetzten die Menschen immer wieder in Angst und Schrecken. Anfang 1942 verhängte Gestapo-Chef Hartmann in Folge eines harmlosen Zwischenfalls einen strengen Hausarrest sowie das Verbot, Bücher und Zeitungen zu lesen. Quälend war letztlich auch die Ungewissheit, da bei allen Transporten, die zwischen Oktober 1941 und April 1943 von Luxemburg aus stattfanden, immer wieder Heiminsassen dabei waren.<sup>6</sup>

## Deportation

Lucie und Jakob Cohen verließen Fünfbrunn am 28. Juli 1942 und kamen mit dem Transport X/1 über Dortmund nach Theresienstadt, das sich in der Nähe von Prag befand. Genaueres über ihre weiteren Lebensumstände ist nicht bekannt, aber die Haftbedingungen glichen denen eines normalen Konzentrationslagers und waren für ältere und kranke

xemburg zurück, wo er 1950 verstarb.

Die Geschichte der deutsch-jüdischen Familie Cohen ist nur eines von vielen Flüchtlingsschicksalen, die eng mit Luxemburg verbunden sind.<sup>9</sup> Sie mussten alle – um Terror und Verfolgung zu entgehen – mehr oder weniger große bürokratische Hürden nehmen, einmal überhaupt aus dem nationalsozialistischen Deutschland heraus zu kommen, dann aber auch, um in Luxemburg aufgenommen zu werden. Hier wurden sie nicht unbedingt mit offenen Armen empfangen. Die letzten Monate oder Jahre vor dem Krieg verbrachten die jüdischen Flüchtlinge in Luxemburg als Fremde, die auf das Almosen von Verwandten oder die Hilfsbereitschaft der Glaubensgenossen angewiesen waren. Die Zeit der relativen Ruhe endete jäh im Sommer des Jahres 1940 und bald sollte die Verfolgung bislang unvorstellbare Ausmaße annehmen. Besonders tragisch war für die Flüchtlinge, dass sie vielfach von den einen als Deutsche, von den anderen als Juden gesehen wurden und jedesmal die bittere Erfahrung von Ablehnung, Misstrauen, Judenfeindlichkeit oder Gleichgültigkeit machen mussten.

Das Herz-Jesu-Kloster in den 1920er Jahren und heute. Im Fünfbrunner Klostergebäude befand sich 1941-1943 das „Jüdische Altersheim“. Hier wurden vor ihrer Deportation in die nationalsozialistischen Ghettos und Konzentrationslager rund 300 Juden zwangsweise untergebracht. Das Ehepaar Cohen lebte dort von August 1941 bis Ende Juli 1942.

Fotos: Jean-Claude Ernst  
Archiv Marc Schoentgen

## Zur Person

- Vgl. Todesfallanzeige aus dem Ghetto Theresienstadt vom 27.12.1942, online unter: <http://www2.holocaust.cz/de/document/DOCUMENT.ITI.12824> (24.1.2016). Weitere Informationen zur Familie Cohen, vgl. Archives nationales Luxembourg (ANLux) Police des étrangers 251506, sowie Hinweise aus dem Stadtarchiv Wittmund sowie von Rainer Redies (Cannstatter Stolperstein-Initiative).
- ANLux Commissariat au Rapatriement CR/0471 und CR/0472.
- Vgl. Bericht des Öffentlichen Sicherheitsdienstes vom 21.10.1938 an die Generalstaatsanwaltschaft, Gutachten vom 24. und 25.10.1938, sowie Schreiben des Justizministers vom 18.11.1938 an den Generalstaatsanwalt, in: ANLux PdE 251506.
- Vgl. Gesetz vom 30.12.1893 die Fremden-Polizei betreffend, in: Mémorial Nr. 1 (4.1.1894) und Gesetz vom 18.7.1913 über die Fremdenpolizei, in: Mémorial Nr. 49 (23.7.1913). Zur Haltung der luxemburger Behörden in der Frage der Ein- und Auswanderung von Juden bis 1940: Vincent Artuso, La „Question juive“ au Luxembourg (1933-1941). L'Etat luxembourgeois face aux persécutions antisémites nazies. Rapport final, Luxembourg 2015, S. 45-108.
- Schreiben der Sureté vom 1.8.1939 an die Generalstaatsanwaltschaft, in: ANLux PdE 251506.
- Vgl. Marc Schoentgen, Ort des Leidens, Platz der Erinnerung: der Erinnerungsort Fünfbrunn, in: De Clärwier Kanton 2015, Edition spéciale: Lieux de mémoire, S. 23-30.
- Vgl. Geschichte von Transport Dz vom 15.5.1944 auf der Seite von Yad Vashem, online unter: <http://db.yad-vashem.org/deportation/transportDetails.html?language=de&itmId=5092049> (24.1.2016).
- Vgl. <http://www2.holocaust.cz/en/victims/PERSON.ITI.318787> (25.1.2016).
- Siehe weitere Lebenswege in dem vom Bundesarchiv herausgegebenen Gedenkbuch: Gedenkbuch. Opfer der Verfolgung der Juden unter der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft in Deutschland 1933-1945, online unter: <http://www.bundesarchiv.de/gedenkbuch/> (24.1.2016). Katharina Moritz-Simon (1864-1943), die von Hamburg aus nach Luxemburg emigrierte, wurde zusammen mit dem Ehepaar Cohen am 28. Juli 1942 nach Theresienstadt deportiert. Aus Trier stammte Berta Cohen (1865-1943), die im April 1943 von Fünfbrunn nach Theresienstadt kam. Auch jüngere Personen erlitten ein ähnliches Schicksal, vgl. Herta Wolff (\*1922).

Personen nur schwer zu ertragen. Die chronische Unterversorgung mit Nahrung, Medikamenten und Heizmitteln dürfte erklären, dass Jakob Cohen nach nur wenigen Monaten im Winter 1942 an einer Lungenentzündung erkrankte und innerhalb kürzester Zeit verstarb.

Da Theresienstadt nur ein Durchgangslager war, lebten die Juden dort in ständiger Angst vor neuen Deportationen nach Osten. Lucie Cohen überlebte zunächst ihren Mann um rund 15 Monate, dann wurde sie unter der Transportnummer Dz 968 am 15.5.1944 mit 2.500 weiteren jüdischen Männern und Frauen nach Auschwitz deportiert. Wenn sie den Transport überhaupt überlebt hatte, so kam Lucie Cohen für kurze Zeit in das sogenannte „Familienlager“ von Auschwitz-Birkenau, das aber schon im Juli 1944 „liquidiert“ wurde, wie die SS den Massenmord in den Gaskammern verharmlosend umschrieb.<sup>7</sup> Was passierte mit den anderen Familienmitgliedern? Der älteste der vier Brüder verstarb 1942 als 77-Jähriger in Luxemburg. Max Cohen war mit dem Transport vom 26. Juli 1942 nach Theresienstadt deportiert worden: Bereits am 19. September kam der 71-Jährige auf einen Transport ins Vernichtungslager Treblinka, wo er unmittelbar nach seiner Ankunft vergast wurde.<sup>8</sup> Als einziger der Brüder überlebte Louis Cohen, weil er nach Brasilien fliehen konnte. Er kehrte nach dem Krieg nach Lu-



# Auf der Suche nach Dina

„Après la guerre ma mère n'a plus jamais trouvé trace de Dina Grossvogel et famille“

Denis Scuto

Im Februar 2013 begann meine Suche nach Dina Grossvogel. Anlass dieser Suche war der ausdrückliche Wunsch ihrer 91-jährigen Jugendfreundin Madeleine Weimerskirch aus Luxemburg-Limpertsberg.

Oder genauer gesagt die Bitte von Madeleines Sohn Daniel, der mir am 26. Februar 2013 folgende E-Mail schrieb:

„Cher Monsieur,  
Ayant lu la nouvelle de votre découverte de la liste des enfants juifs dressée par l'Administration en 1940, ma mère (1922) m'a demandé de vous contacter pour avoir des informations sur le sort de la famille Grossvogel et plus spécifiquement sur son amie d'époque Dina Grossvogel (1922) disparue du domicile d'alors sis avenue de la Porte neuve à Lux-Ville sans destination connue ... Après la guerre ma mère n'a plus jamais trouvé trace de Dina Grossvogel et famille. Mes recherches personnelles dans les années 1990 auprès de Messieurs Bulz et Cerf n'ont pas abouti non plus! Peut-être avez-vous la possibilité d'accéder à des informations concrètes les concernant?“

## Madeleines Erinnerung an die Pianistin Dina

Das Schicksal der Familie Grossvogel im und nach dem Zweiten Weltkrieg war weder dem Großrabbiner Emmanuel Bulz noch dem Historiker Paul Cerf bekannt, aber die Erinnerung an Dina überdauerte die Zeit dank ihrer Jugendfreundin. Dina Grossvogel, damals bereits 18 Jahre alt, stand im September 1940 natürlich nicht auf der Liste der jüdischen Primärschulkinder. Allerdings war es die Veröffentlichung besagter Liste, die ihre Jugendfreundin dazu animierte, sich an mich zu wenden.

Seit der Einführung der gesetzlichen Meldepflicht bei den Gemeinden im Jahre 1893, führten die Luxemburger Behörden ein Dossier über jeden Ausländer. So auch im Fall der Grossvogels. Diese Dokumente sind, nach einer Frist von 50 Jahren, im Nationalarchiv für Historiker zugänglich. Dort fand ich dann auch erste Elemente auf meiner Suche nach Dina.<sup>1</sup>

Ihr Vater Jakob Grossvogel, geboren 1893 in Lodz (Polen), kam als Geschäftsreisender für Schuh- und Gummiartikel im Dezember 1922 ein erstes Mal nach Luxemburg, dies im Auftrag der Firma Arthur Steinlauf aus Frankfurt. 1923 folgte die Einwanderung nach Luxemburg mit seiner Familie: Ehefrau Rosa Macharowska, geboren 1895 in Warschau, Sohn Samuel, geboren am 7. März 1920 in Frankfurt, und Tochter Dina, geboren am 4. Oktober 1922, in Darmstadt. Leo Grossvogel kam am 6. Dezember 1924 in Luxemburg zur Welt. Nach einem glücklosen Abstecher im Flaschenhandel betrieben Jakob und Rosa eine Rahmen- und Bildergalerie, wo sie erfolgreich mit Gemälden und Antiquitäten handelten. Zuerst in der Krautmarktstraße, dann in der Bädergasse (Ecke Porte neuve). Sie bewohnten eine Fünfstückerwohnung in der Philippstraße, Nr 8. Ab 1937 arbeitete Samuel Grossvogel als kaufmännischer Angestellter bei der Firma Meyer-Reis. Einem Poli-



Dina Grossvogel im Jahre 1949

zeibericht – der bei jedem Antrag zur Erneuerung der Fremdenkarte verfasst werden musste – von Juli 1939 ist zu entnehmen, dass Dina „kürzlich ihre Studien als Pianos-Professorin in Brüssel beendet“ hatte während Leo noch schulpflichtig war.

Die Einwanderung der Familie Grossvogel reiht sich ein in eine größere Migrationsbewegung aus Polen nach Westen in der Zwischenkriegszeit, so auch nach Luxemburg. Ihre Zahl war von 485 1922 auf 2.607 Personen 1930 angestiegen und ging infolge der Weltwirtschaftskrise auf 1550 im Jahre 1935 zurück (Ergebnis der Volkszählungen). Laut der Ausländerzählung von 1933 waren 43% der Polen jüdischer Konfession, neben 52,5% Katholiken.<sup>2</sup> Die polnischen Einwanderer waren vorwiegend in vier wirtschaftlichen Bereichen tätig: Stahlindustrie, Handel, Kleiderindustrie und als landwirtschaftliches Dienstpersonal, wobei die Zahl der Selbstständigen im Handel sehr hoch war.

Eine Recherche auf dem luxemburgensia.lu-Portal der Nationalbibliothek, in den Beständen des *Escher Tageblatt* und des *Luxemburger Wort* aus den 1930er Jahren und im Archiv des städtischen Musikkonservatoriums ergab, dass Dina bereits im Juli 1937, im Alter von 14 Jahren, für ihr Klavierspiel mit dem „Premier prix avec grande distinction par 60 points“ des Luxemburger Musikkonservatoriums ausgezeichnet wurde und somit ein außergewöhnliches musikalisches Talent besaß. Am 24. Februar 1938 gab die 15-jährige Dina ihr erstes großes Konzert im Casino in Luxemburg. Dies im Rahmen einer Konferenz des Direktors des Konservatoriums, Lucien Lambotte, über die „Geburt der russischen Musik“. Dabei spielte Dina Auszüge aus Werken von Glinka, Balakirew, Ljadow, Glasunow, Arenski. Aufgrund der Erinnerungen ihrer Jugendfreundin erfuhr ich, dass sie von Lu-

Lucien Lambotte gefördert wurde und Privatkurse bei ihm belegte, die ihr Vater Jakob mit Gemälden bezahlte. Im Juli 1938 bekam Dina den „Premier prix avec grande distinction par 60 points et félicitations du jury“ für Kammermusik. Lucien Lambotte spornete sie an, ihre Klavierstudien in Brüssel weiterzuführen. Nach einem Jahr Studium am Brüsseler „Conservatoire royal de musique“ erhielt Dina 1939 auch hier den „Premier prix avec distinction“.

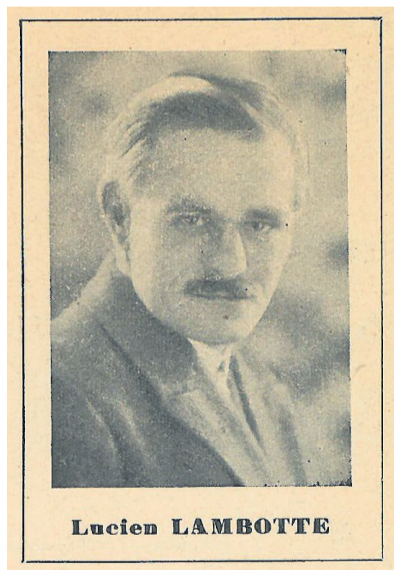


Foto: Concerts du Conservatoire, Saison 1946-1947, Archives du Conservatoire de Musique de Luxembourg

## Leo Grossvogel und der Fluchthelfer Lambotte

Auf Basis des Dossiers der Fremdenpolizei konnten auch erste Elemente der Familiengeschichte in den Kriegsjahren ermittelt werden. Vier Familienmitglieder hatten überlebt: Jakob, Rosa, Samuel und Dina. Polizeibrigadier Glesener schreibt am 8. Juni 1946: „Im Jahre 1941 flüchteten dieselben, ihrer jüdischen Abstammung wegen, nach Belgien.“ In einem weiteren Bericht Glesener vom 13. April 1946 erfahren wir, warum Dinas jüngster Bruder Leo den Krieg nicht überlebt hat: „In Brüssel bezieht Interessent (Jakob Grossvogel) eine monatliche Rente in Höhe von 2.000 Franken von 'Mouvement national belge', weil sein Sohn im belgischen Maquis gefallen ist.“ Die anderen Familienmitglieder hätten überlebt, weil sie in einem Kloster in Belgien versteckt wurden.

Ihr Bruder Leo Grossvogel stand auch nicht auf der Liste der jüdischen Primärschüler, sondern auf jener Liste, die der Direktor des Athenäums im September 1940 an Regierungsrat Louis Simmer gesandt hatte. Im Schuljahr 1939-1940 besuchte Leo dort die Klasse V D, wie ebenfalls drei weitere „Schüler israelitischer Konfession“, die auf derselben Liste aufgeführt wurden: Leo Abelis, Lucien Israel und der spätere Direktor der BIL, Edmond Israel.<sup>3</sup> Wie sie wurde auch er vom Unterricht ausgeschlossen. Daniels Recherchen u. a. über die Internetportale „Missing Identity“ und „Ghetto Fighters' House“ hatten – mittels Zeugenbericht seiner Mutter Rosa aus dem Jahre 1967 – ergeben, dass Leo im Alter von 16 Jahren, unter dem Decknamen Léon Dubois, in Belgien in den bewaffneten Widerstand getreten war.

Weitere Nachforschungen meinerseits in belgischen Archiven ergaben, dass Leo bei einem Schusswechsel mit der Geheimen Feldpolizei (GFP) im August 1943 am Bein getroffen und verhaftet wurde.<sup>4</sup> Nach zwei Krankenhausaufenthalten und mehreren Monaten Haft im Lütticher Gefängnis St-Léonard führte ihn sein weiterer Leidensweg in das Lager von Dora-Mittelbau und dann nach Groß-Rosen, wo er im April-Mai 1945 kurz vor der Befreiung verstarb. Am 24. Oktober 1949 wurde Leo Grossvogel postum von Großherzogin Charlotte als „agent de liaison dans le maquis“ mit der „Croix de l'Ordre de la Résistance 1940-1944“ ausgezeichnet.

Madeleine und Daniel waren froh zu erfahren, dass Dina die Kriegswirren überlebt hatte und versuchen jetzt herauszufinden, ob Dina vielleicht immer noch am Leben war.

In einem Brief von Samuel Grossvogel an das „Consistoire israélite de Luxembourg“ von März 2003 fand ich ein weiteres Puzzlestück.<sup>5</sup> Dieser schreibt: „Vers la fin de l'année 1942, en pleine occupation, de bons amis non-juifs nous ont aidé à passer en Belgique, qui fut alors sous administration militaire allemande. Notre frère cadet Léon, né à Luxembourg, fut fort actif dans la Résistance belge. Il fut hélas! arrêté en pleine action par les Allemands, après avoir reçu une balle dans la jambe. Il fut déporté et malheureusement, nous ne l'avons plus revu ... C'est grâce à lui que nous devons d'avoir survécu à la tourmente.“

Samuel irrt sich jedoch im Datum. Wie man der Datenbank des „Centre de documentation et de recherche sur la Résistance“ über das Schicksal der jüdischen Bevölkerung Luxemburgs entnehmen kann, sollte die ganze Familie Grossvogel am 16. Oktober 1941 mit dem ersten Zug nach Litzmannstadt (Lodz) deportiert werden.<sup>6</sup> Dies kann man heute auch der Gestapo-Karteikarte zu Familie Grossvogel aus dem Archiv des International Tracing Service von Bad Arolsen entnehmen. Im „Verzeichnis der Juden

polnischer Abstammung“ von November 1940, das die Luxemburger Fremdenpolizei für die deutsche Zivilverwaltung aufstellte, figurierten die Namen von Dina, Jakob, Samuel und Rosa.<sup>7</sup> Es gelang ihnen noch kurz vor dem Transport nach Litzmannstadt, nach Belgien zu flüchten. Wie die Akten der belgischen Fremdenpolizei und das dort aufbewahrte „Jodenregister“, aufbewahrt und zugänglich in den „Archives générales du Royaume“ in Brüssel, belegen, kam die Familie Grossvogel am 10. Oktober 1941 in der Brüsseler Gemeinde Schaerbeek an.

Weitere Recherchen ergaben, dass einer dieser „nicht-jüdischen Freunde“ Lucien Lambotte, der Direktor des Musikkonservatoriums, war, der maßgeblich bei der Flucht nach Brüssel half. Er sorgte dafür, dass sie in einem Kloster in der Gegend von Liège versteckt werden konnten, mit falschen Papieren, die Leo für die Familie unter dem Namen Dubois besorgte.

Der Komponist, Pianist und Musikpädagoge Lucien Lambotte war 1927 zum Direktor des Konservatoriums ernannt worden, als Nachfolger seines Freundes Victor Vreuls, der wie er aus Verviers stammte.<sup>8</sup> In Musikkreisen wird er als Gründer und Leiter des großen gemischten Chors des Konservatoriums sowie als fleißiger Komponist, Pianist und Konzertist gewürdigt. Im Rahmen der Jahrhundertfeier der Unabhängigkeit inszenierte er im Juni 1939, zusammen mit Viktor Jaans, das große Freilichtspektakel „D'Hémecht erzielt“. Als Freimaurer war er den Kritikern katholischer Kreise ausgesetzt, u.a. des Musikkritikers des *Luxemburger Wort*, Dominique Heckmes, Kaplan und Organist der Kathedrale. Am 13. Mai 1941 wurde Lambotte vom deutschen Okkupant suspendiert und am 1. Februar 1942 von seinem Posten enthoben. Nach der Befreiung bekleidete er wieder den Direktorposten bis zu seiner Pensionierung im Jahre 1953.

## Rückkehr unerwünscht

Samuel Grossvogels Brief vom 3. März 2003 an das „Consistoire israélite“ begann folgendermaßen: „Comme ancien Luxembourgeois, je désire reprendre contact avec le pays et les gens que j'ai tant aimés.“ Die vier Überlebenden der Familie wollten also 1945 in jenes Land zurückkehren, das ihnen seit 1923 ans Herz gewachsen und zur Heimat geworden war.

Dieses Recht der Holocaust-Überlebenden auf Rückkehr nach Luxemburg hatte Staatsminister Pierre Dupong noch im Londoner Exil im Juni 1944 schriftlich anerkannt. Für die Nachkriegszeit stellte sich den Alliierten die prinzipielle Frage über den Status jener Personen, die als Ausländer oder Staatenlose wiederum in die Staaten zurückkehren wollten, in denen sie vor dem Krieg gelebt hatten. Dies galt in besonderem Maße für die jüdischen Verfolgten. Wie René Wagener in einem Vortrag kürzlich darlegte, trat der „World Jewish Congress“ bereits 1944 an die alliierten Regierungen heran, um ihre Haltung zu dieser Frage zu erörtern.<sup>9</sup> Hier die Antwort von Staatsminister Dupong an den Delegierten des „World Jewish Congress“, den Luxembur-



ger Arzt und Captain der US-Armee Henri Cerf – der vor dem Krieg auch der Arzt der Familie Grossvogel war: „J'ai soumis à mes collègues la question qu'au nom du World Jewish Congress vous m'avez posée au sujet des Juifs étrangers qui, avant l'invasion avaient leur résidence à Luxembourg. Mes collègues partagent avec moi l'idée qu'il ne peut exister de controverse à ce sujet. Les juifs étrangers, qui avaient leur domicile à Luxembourg jusqu'au moment où ils ont dû fuir devant la menace nazie, peuvent, la guerre terminée, retourner et s'établir à Luxembourg à nouveau.“

Londres, le 6 juin 1944. P. Dupong.<sup>10</sup>

Es blieb jedoch beim bloßen Versprechen, das nie gesetzlich verankert wurde. Ausländische jüdische Familien, die als Juden verfolgt worden waren, konnten sich nicht einfach wieder in Luxemburg niederlassen, sondern mussten sich weiterhin dem gleichen strengen Verfahren wie in der Vorkriegszeit unterziehen: Gesuch zwecks Aufenthaltsermächtigung im Großherzogtum, Prüfung des Gesuchs in moralischer, politischer, strafrechtlicher und wirtschaftlicher Hinsicht durch die Abteilung Fremdenpolizei der Generalstaatsanwaltschaft.<sup>11</sup>

Der Fall der Familie Grossvogel wie auch die der anderen ausländischen jüdischen Familien, die nach Luxemburg zurückkehren wollten, zeigt nicht nur, dass den moralischen und materiellen Interessen und Rechten Überlebender der Shoah, trotz Dupongs Versprechen von 1944, politisch keinerlei Rechnung getragen wurde. Für sie galten wie für sämtliche ausländische Familien dazu gegenüber der Vorkriegszeit noch verschärfte nationalistische, protektionistische und wirtschaftliche Kriterien. Im Laufe meiner Nachforschungen musste ich darüber hinaus feststellen, dass eine große Zahl der Anträge ausländischer Juden nach dem Krieg, vor allem aufgrund willkürlicher Verwaltungsverfahren, zurückgewiesen wurden.

So stieß ich, auf der Suche nach Dina, im Dossier ihrer Familie im Nationalarchiv zufällig auch auf den Brigadier des öffentlichen Sicherheitsdienstes, der Sûreté, also der Luxemburger Geheimpolizei, Jean-Pierre Alfred Schott. Die Familie Grossvogel hatte im Mai 1945 über das luxemburgische Generalkonsulat aus Brüssel den Antrag gestellt, „um ihnen die Rückreise beziehungsweise eine Aufenthaltsermächtigung in Luxemburg zu gewähren“, jenem Land, in dem sie von 1923 bis 1941 gelebt hatten. Brigadier Schott verfasste am 15. Juni 1945 den Bericht zu dieser Anfrage für die Generalstaatsanwaltschaft.

Schott spricht sich gegen die Rückreise der Familie Grossvogel nach Luxemburg aus. Genau wie er sich ebenfalls in seinen Berichten gegen die Rückreise der polnischen oder staatenlosen Klara Prisant (April 1945), Pajacki-Abrahamczik (Juni 1945), Wayntraub-Tatcas (Juli 1945), Ruchla Bornstein (September 1945), um nur einige Beispiele einer Liste zu nennen, die im Laufe meiner aktuellen Nachforschungen zum Verzeichnis der „Juden polnischer Abstammung“ immer länger wird, ausspricht. Ein erstaunliches Phänomen ist zu erkennen: Die Gutachten Schotts sind, im Gegensatz zu den Berichten anderer Kollegen der Abteilung Fremdenpolizei, prinzipiell negativ. Da dem Vorschlag seiner Gutachten in den meisten Fällen gefolgt wird, haben jene ausländische jüdische Familien, über die Schott ermittelt, eben Pech und werden abgewiesen, obwohl sie vor dem Krieg in Luxemburg gelebt haben. Schott wurde während der deutschen Besatzung



Die Familie Grossvogel im Jahre 1936: Samuel, Leo, Jakob, Rosa und Dina. Foto für Visa-Antrag an die belgische Legation in Luxemburg im Juli 1936.

Archives générales du Royaume, Police des étrangers, Dossier A40.085

nie von den Deutschen belästigt, während die meisten seiner 15 Kollegen der Sûreté in den ersten Wochen nach dem deutschen Einmarsch Haft und Verhören ausgesetzt waren.<sup>12</sup> Wie die anderen Mitglieder der Sûreté wurde er in die deutsche Kripo eingegliedert und arbeitete also während der Besatzungszeit unter deutscher Regie.<sup>13</sup> Für Schott scheint diese Besatzungszeit und die damalige Judenhetze im September 1944 allerdings nicht vorbei. Der Einsatz gegen die „Überfremdung“ durch Juden geht für ihn weiter. Seine Berichte benutzen eine Sprache, die ich bis jetzt weder in den Vorkriegsberichten noch in den Nachkriegsberichten seiner Kollegen der Luxemburger Fremdenpolizei wiederfinden konnte. So beginnen seine Gutachten stets mit dem Standardatz: „Die Interessenten sind Polen. Sie sind Juden.“

Dabei enthalten seine Berichte sogar bewusst falsche Informationen (oder Lügen). Die Familie Grossvogel hatte vor dem Krieg eine „ziemlich gute Kundschaft“ (Polizeibericht von Juli 1939) in Luxemburg. Die Kinder Samuel, Dina und Leo haben ihre gesamte Primärschule in Luxemburg absolviert. Leo war zu Beginn des Krieges noch im Athenäum eingeschult. Dina und Leo besuchten das Musikkonservatorium. Dina hatte sich bereits einen Namen als Pianistin von hohem Niveau in Luxemburg gemacht. Doch Schott schreibt: „Bindungen zu Luxemburg haben sie keine.“ Zu ihrer materiellen Lage schreibt er folgende willkürliche, auf keinerlei Recherche beruhende Mutmaßung: „Über Existenzmittel werden sie nicht verfügen.“ Dabei spricht das Dossier, das Schott vor Augen hatte, eine andere Sprache: Grossvogel bezahlte 1938 Steuern auf ein Einkommen von 24.000 Franken und finanzierte das Studium seiner Tochter in Luxemburg und in Brüssel. Darüber hinaus erteilt er falsche Angaben über die Staatsangehörigkeit. Wie vielen anderen Auswanderern hatte schon vor dem Krieg die polnische Regierung der Familie Grossvogel die polnische Staatsangehörigkeit entzogen. Sie wurden staatenlos, was Schott allerdings bestreitet.

Schott hat sich auch die zugleich verschleierte und zynische Sprache der Gestapo zu eigen gemacht. Hier einer seiner abschließenden Kommentare zum Gesuch der Familie Grossvogel, Kommentar, der in ähnlicher Form in anderen Berichten Schotts auftaucht: „Durch die Kriegereignisse wurde deren Heimatland stark entvölkert und dürften sie in Polen überall Un-

terkunft und Arbeitsgelegenheit finden.“

Aufgrund von Schotts Bericht wird die Bitte der Familie Grossvogel 1945 abgewiesen. Der perfekt integrierten, luxemburgisch sprechenden Dina gestattet man lediglich ab Juni 1946 Kurzzeitzinsen, da Radio Luxemburg sie für Klavierkonzerte verpflichtet hat. Ihrem Vater Jakob wird einige Zeit später wieder erlaubt, Geschäfte in Luxemburg abzuwickeln. Er bewohnt ein paar Tage im Monat ein möbliertes Zimmer im Hotel Graas im Bahnhofsviertel.

### „Doit émigrer“

Die Familie blieb somit in Brüssel, wo Rosa eine Kunstgalerie unter dem Namen „Galerie Artis“ führt, während Dina ihre Musikstudien fortsetzt. Samuel wandert 1946 nach Palästina aus und arbeitet dort in einer jüdischen Bauernkolonie (Kvutza), kommt aber 1951 nach Brüssel zurück. Doch auch die belgischen Behörden gewähren der Familie Grossvogel nur eine provisorische Aufenthaltserlaubnis.<sup>14</sup> Hauptargument des Chefs der belgischen Sûreté publique De Froy: „Ces étrangers qui avaient trouvé asile au Grand-Duché de Luxembourg depuis 1923, n'ont été autorisés à séjourner dans le royaume que pour permettre à leur fille Diana (sic) de terminer ses études au Conservatoire de Bruxelles.“ Die Empfehlungsschreiben des Chefs des belgischen „Conseil national de la Résistance“, Colonel Camille Joset, der an die Verdienste des Sohnes Leo im belgischen Maquis erinnerte, und des Sekretärs der Königin Elisabeth, De Streeel, welcher die Pianistin Dina unterstützte, änderten nichts an der transitorischen Lage der Familie. Auf dem Ausweis der Grossvogel blieb der Stempel: „Doit émigrer.“

Dina gehorchte und wanderte 1950 nach Israel aus, wo sie ihren zukünftigen Ehemann auf einer Konzerttournee kennengelernt hatte und wo ihr später Samuel und ihre Eltern nachfolgen sollten. Dort starben Jakob (1969), Rosa (1982) und Samuel (2009), aber die Frage, ob Dina noch lebte oder nicht, konnten wir nicht klären. Bis ich am 29. Dezember 2014 folgende E-Mail eines Mannes namens Arie aus Tel Aviv erhielt, mit dem Titel „Article on Jews in Luxembourg in „Le Club Histoire“ 3.2013 – Grossvogel family“ – ich hatte Dina und die Familie Grossvogel in einem Artikel im *Jeudi* im März 2013 erwähnt: „I am writing to you in reference to the above mentioned article, and specifically to the Grossvogel

family that you mention. We have found this article while looking for information on our mother Dina Grossvogel who died earlier this year at the age of 91. I am the son of Dina (...). Our mother immigrated to Israel in 1950 and I was born in 1951 and called after her late brother Leon (in Hebrew the name Arie means Lion=Leon). (...) After the death of our mother we found some files were she has kept a lot of documents from her period in Luxembourg and Belgium. (...) Our mother was not that willing to tell us about what happened in that period and we felt that there might have been some very unpleasant circumstances she wouldn't like to come back to. So anything to clear the story would be appreciated. Regarding the outrageous attitude of the authorities concerning the Jews in general and our family specifically, did the governments in later years try to relate to those events in any way?“

### „Clear the story“

Dina wollte nie über jene dunkle Zeit sprechen, aber sie hatte, wie ihr Sohn Arie und ihre Tochter Orit erst nach ihrem Tod feststellten, sämtliche Erinnerungsstücke aus jener Zeit aufbewahrt: Die Resistenzorden ihres Bruders Leo, falsche und richtige Ausweispapiere, codierte Briefe, die Lambotte ihr ins Kloster schickte, Zeugnisse des Konservatoriums ... Der Krieg und die Judenverfolgung haben die Karriere einer jungen Frau, die Lucien Lambotte noch im April 1940 als „étoile naissante au firmament des virtuoses du clavier“ lobte, zerstört, aber Dina hat nie aufgehört, Klavier zu spielen und bis ins hohe Alter als Klavierlehrerin Pianisten und Pianistinnen aus der ganzen Welt unterrichtet.

„Clear the story“, wünschen sich Arie und Orit. Auf der Suche nach Dina ist mir ihre Geschichte sowie die ihrer Familie etwas klarer geworden, aber genug aufgeklärt ist sie nicht. Mithilfe ihrer Familie, von Madeleine und Daniel und anderen suchen wir weiter.

Auf der Suche nach Dina wurde mir aber auch bewusst, dass die Geschichte der jüdischen Bevölkerung Luxemburgs vor, im und nach dem Krieg noch längst nicht aufgeklärt ist. Und mit ihr die Geschichte der nationalsozialistischen Besatzungszeit. Und mit ihr die Geschichte einer Befreiung, die viele nicht wirklich befreite, einer sogenannten „neuen Zeit“, die in manchen Hinsichten alte Ungerechtigkeiten festschrieb. Und mit ihr die Geschichte der Luxemburger Ge-

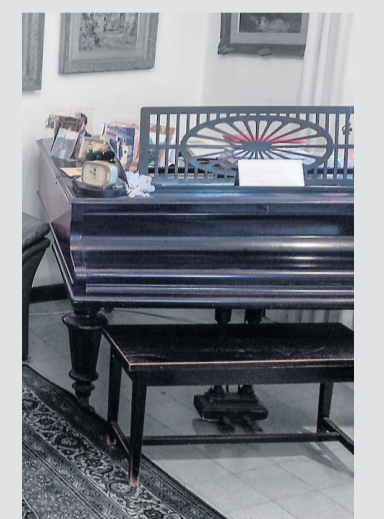
### Verweise

1. ANLux, Police des étrangers, Dossier 140299 (Familie Grossvogel).
2. Recensement des étrangers du 20 octobre 1933, Bulletin trimestriel de l'Office de statistique, n° 5, mai 1934, p. 1-17.
3. ANLux, Fonds divers (FD) 261-27.
4. Archives général du Royaume, Police des étrangers, Dossier A40.085 (Jakob und Rosa Grossvogel)
5. Ich danke dem Präsidenten des Consistoire, Claude Marx, für den Hinweis auf dieses Dokument.
6. CDRR: Popjuive 1939-1945. Bei Jakob Grossvogel liegt in der Datenbank eine Verwechslung mit dem gleichnamigen Jakob (Jacques/Jankiel) Grossvogel aus Straßburg vor, der nach Auschwitz deportiert wurde und nicht überlebte.
7. Scuto Denis, La Commission administrative et le fichier juif de la Gestapo, Tageblatt, 19.11.2015, p. 2-5.
8. Zu Leben und Werk von Lambotte: Christophe Pirenne: Lucien Lambotte, esquisse biographique (Hodimont 22.1.1888 - Spa 11.4.1969), S. 6, in: <http://popups.ulg.ac.be/1371-6735/index.php?id=469&file=1&pid=466>; biografische Notiz von Dr. Claude Lambotte über seinen Vater in: [http://www.bayard-nizet.com/Lambotte\\_fr.html](http://www.bayard-nizet.com/Lambotte_fr.html). Ich danke Damien Sagrillo, Caroline Reuter (Uni Luxemburg) und Roby Glod (städtisches Musikkonservatorium) für ihre Hinweise.
9. Wagener Renée, Der Umgang mit der Shoah im Nachkriegs-Luxemburg, unveröffentlichter Artikel.
10. ANLux, FD-261-20, Correspondance échangée avec le „Congrès juif mondial“ et d'autres associations juives concernant les persécutions juives ainsi que liste des Israélites se trouvant à Luxembourg (juin 1945), 1945-1947, zitiert bei: id.
11. ANLux, Police des étrangers, Dossier 140299 (Familie Grossvogel). ANLux, EPU-S-1613, Epurationsdossier Jean-Pierre Alfred Schott; ANLux, 12. AP1826 und EPU-S-1326, Epurationsakten Nicolas Huberty.
13. Zum Kontext: Wehenkel Henri, Biographies luxembourgeoises (9): Martin Schiltz. L'homme de la police secrète, Lëtzebuerger Land, 6.11.2015, <http://www.land.lu/2015/11/06/lhomme-de-la-police-secrete%E2%80%A9/>. Im internen Machtkampf der Sûreté stellte sich Schott am Ende der Besatzungszeit auf die Seite des neuen starken Mannes der Sûreté Victor, dem es u. a. gelungen war, den Chef des Geheimdienstes aus der Vorkriegszeit Martin Schiltz sowie Brigadier Nicolas Huberty auszuschalten.
14. AGR, Police des étrangers, Dossier A40.085.

sellschaft, des Luxemburger Staates, der Luxemburger Demokratie, die gerade in ihrer Haltung zu gesellschaftlichen Randgruppen ihre Wesenszüge offenlegen.

*Ich danke herzlichst allen, die bei der Suche nach den Spuren der Familie Grossvogel geholfen haben und weiter helfen, besonders Madeleine und Daniel sowie den Kindern und der Enkelin Dina: Arie und Rachel, Orit und Adi.*

### Das Piano



Dinas Klavier, auf dem sie ihr Leben lang spielte, in ihrer Wohnung in Israel. Das Klavier wurde von Lucien Lambotte 1941 aus der Wohnung der Grossvogels in der Philippstraße vor den Nazis gerettet, im städtischen Musikkonservatorium aufbewahrt und Dina nach dem Krieg von ihm zurückerstattet. (Privatarchiv Grossvogel)



# Vers la Fondation pour la mémoire de la Shoah

Une Fondation luxembourgeoise de ce genre ouvre des perspectives pour un travail de mémoire systématique ancré dans la durée et fondé sur une recherche historique en phase avec la mémoire générale de notre pays



Inauguration d'une plaque commémorative devant la Villa Pauly qui rappelle désormais que la Gestapo y a organisé la déportation des juifs luxembourgeois

## Ben Fayot

Suite aux recommandations de la Commission d'études des spoliations des biens juifs au Luxembourg, recommandations qui datent de 2009, l'actuel Gouvernement a enfin décidé d'instaurer une Fondation pour la mémoire de la Shoah à Luxembourg. Dans le cadre de la mission qui m'avait été confiée par le Gouvernement en 2013, j'avais pris contact avec la Fondation française pour la mémoire de la Shoah (FMS). Cette Fondation peut servir, en partie en tout cas, de modèle pour le Luxembourg.

Créée en 2000, à la suite des travaux de recherche sur les spoliations de biens juifs en France, elle s'inscrit dans le cadre de la reconnaissance des responsabilités de la France dans la Shoah, reconnaissance – faut-il le rappeler – qui s'était révélée particulièrement difficile dans ce pays et n'a été acceptée qu'en 1995. La Fondation a été dotée d'un capital de 393 millions d'euros résultant de l'évaluation des fonds volés aux déportés et de la restitution par l'État et les institutions financières concernées des fonds en déshérence. La FMS est une fondation privée d'utilité publique qui utilise les revenus produits par sa dotation initiale pour subventionner des projets axés autour de cinq grands objectifs, à savoir la solidarité avec les survivants de la Shoah en difficulté, l'histoire de l'antisémitisme et de la Shoah, la mémoire et la transmission de la Mémoire de la Shoah, l'enseignement de la Shoah et la culture juive.

La FMS est dirigée par un conseil d'administration de 25

membres répartis en 3 collèges: 1/3 de représentants des pouvoirs publics; 1/3 de représentants des institutions juives (toutes les grandes associations juives s'y trouvent représentées); 1/3 de personnalités qualifiées. Ce conseil est un lieu de dialogue et de solidarité où cohabitent la communauté juive, l'Etat et la société civile. Une équipe de permanents forme la direction générale. Des commissions thématiques composées d'experts extérieurs se réunissent sur chacun des cinq objectifs de la Fondation.

La FMS n'entend ni centraliser ni fédérer les initiatives en matière de souvenir de la Shoah. Dans la plus grande partie des cas, elle reçoit des projets soumis par des acteurs des communautés juives françaises ou étrangères ou de la société civile. Selon le rapport d'activité 2012 243 projets ont été subventionnés cette année avec 9,9 millions d'euros. Parmi ces projets figurent le développement du Mémorial de la Shoah à Paris, l'action sociale envers les survivants (3.000 cas en 2012), l'aide à la recherche sur l'antisémitisme et la Shoah, l'aménagement de lieux de mémoire, l'aide aux projets culturels (expositions, films, DVD, pièces de théâtre), la collecte de témoignages de la Shoah, l'enseignement de la Shoah et la transmission de la culture juive.

La FMS travaille sur la transmission de la Shoah aux cours d'histoire et dans le contexte d'autres activités scolaires comme les voyages à des lieux de mémoire.

La FMS ne cherche pas l'exhaustivité. Si elle a des contacts avec des institutions publiques, comme avec l'Institut d'histoire du temps présent, c'est tout au plus à travers le finance-

ment d'un colloque. C'est plutôt par l'effet d'une mise en réseau des historiens dans la commission d'histoire de la FMS que celle-ci agit jusque dans les universités.

La FMS n'intervient pas directement dans le débat public. Si elle communique, c'est de façon modeste et sur base d'un consensus interne obtenu après débat. Elle n'a pas à porter de jugements sur des initiatives prises ailleurs (p.ex. sur le projet de faire parrainer des enfants déportés par des élèves d'aujourd'hui). Elle ne s'engage pas sur le terrain judiciaire. Elle laisse ce rôle à la LICRA, à la commission des droits de l'homme et à d'autres associations engagées dans la défense des droits de l'homme. La FMS subventionne le gigantesque projet du recueil des noms de toutes les victimes entrepris par Yad Vashem en Israël. Elle soutient aussi des colloques et des programmes sociaux pour des survivants habitants d'Israël.

## Leçons à tirer pour le Luxembourg

Sans doute, l'envergure de la FMS française dépasse largement ce qu'une fondation analogue peut être à Luxembourg. Mais il faut en retenir d'abord la dotation initiale importante qui permet à la FMS d'avoir un revenu régulier et important, indépendamment d'aléas politiques ou budgétaires. Au Luxembourg également cette dotation a été mise en relation avec les comptes en déshérence existant éventuellement auprès d'institutions financières de notre pays. Voilà pourquoi il faudra que les recherches en

cours à ce sujet aboutissent rapidement.

Le statut juridique et la composition du conseil d'administration confèrent l'indépendance nécessaire à un travail de mémoire large et consensuel. L'objectif qui est d'encourager des initiatives diverses laisse la voie libre à des initiatives de toutes sortes puisque la Fondation française n'a pas vocation à centraliser tout ce qui se fait en matière de mémoire de la Shoah. Mais, par les moyens dont elle dispose et son approche ouverte, elle constitue un puissant incitatif matériel et intellectuel au travail de mémoire permanent.

Une Fondation luxembourgeoise de ce genre ouvre également des perspectives pour un travail de mémoire systématique ancré dans la durée et fondé sur une recherche historique en phase avec la mémoire générale de notre pays. Elle permettra à notre pays d'entrer en contact avec des institutions semblables sur le plan international et de participer aux campagnes internationales pour la lutte contre le racisme et le respect des droits de l'homme. Elle fédérera par le soutien qu'elle pourra fournir les initiatives issues de la société civile contre le génocide et pour la sensibilisation aux crimes contre l'humanité. D'autre part, l'Institut d'histoire du temps présent en train d'être créé à l'Université du Luxembourg devra être à son tour un incitatif puissant pour s'attaquer aux non-dit de l'histoire récente de notre pays par une historiographie critique et courageuse. Ce n'est que de cette façon que l'IHTP et la Fondation pour la mémoire de la Shoah au Luxembourg marqueront un saut qualitatif dans le travail historique du Grand-Duché comme dans celui de la mémoire.



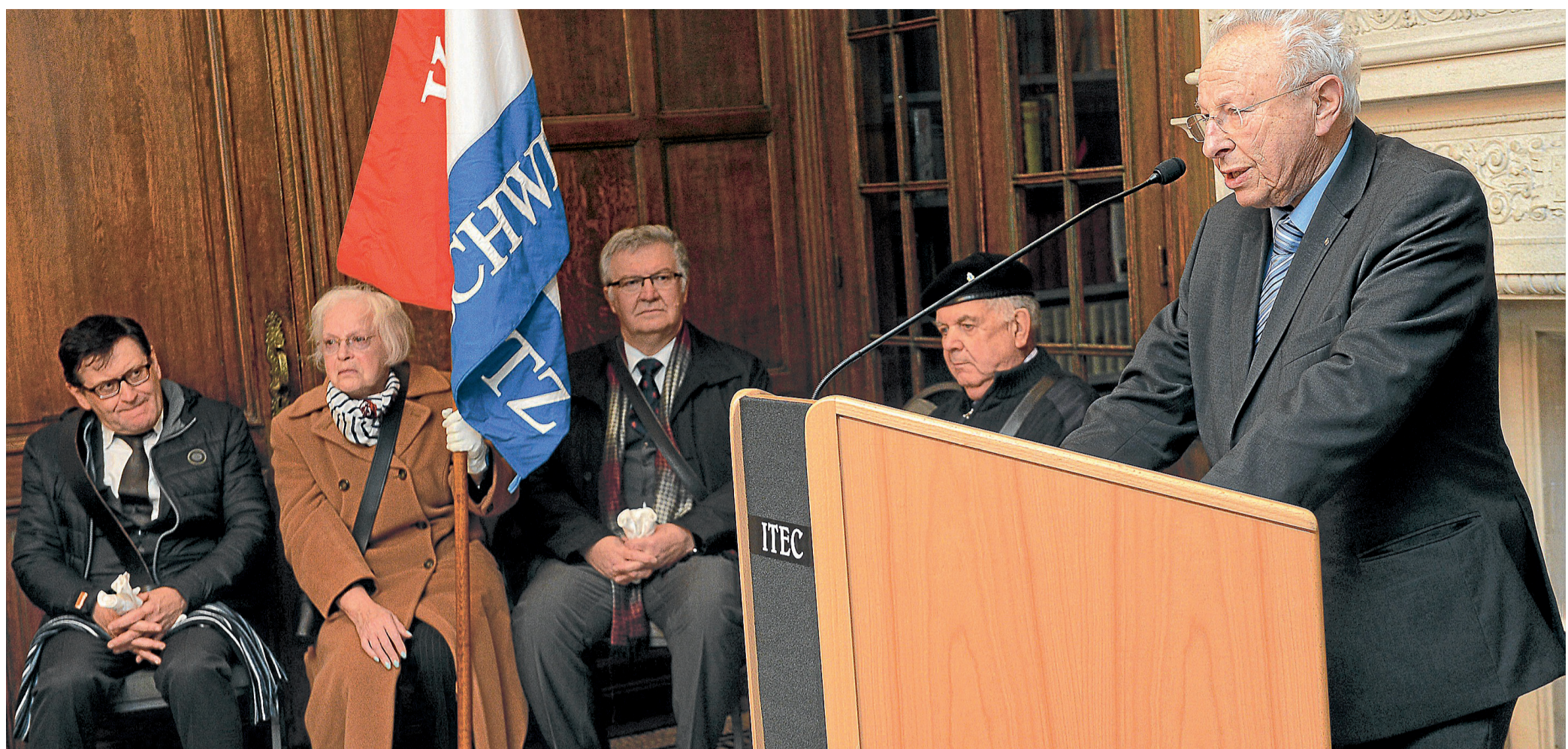


Foto: Fabrizio Pizzolante

## „Oublier, c'est permettre au mensonge de falsifier l'histoire“

Discours prononcé par le président du Consistoire israélite, Claude Marx, à l'occasion du concert en mémoire des victimes de la Shoah organisé par le Conservatoire de la Ville de Luxembourg et MemoShoah Luxembourg asbl le 27 janvier 2016

Par une résolution intitulée „Mémoire de l'Holocauste“ adoptée le 1<sup>er</sup> novembre 2005, l'Assemblée générale a décidé que les Nations Unies proclameraient tous les ans le 27 janvier (date d'anniversaire de la libération du camp d'Auschwitz) la Journée internationale dédiée à la mémoire des victimes de l'Holocauste.

Il serait simple d'envisager cette cérémonie comme une tradition qui se serait instaurée au fil des ans, une institution routinière qui ronronnerait et dont, avec la disparition progressive des acteurs et des témoins, la signification profonde, elle aussi, s'estomperait dans le brouillard de l'oubli.

Or, c'est tout le contraire d'un

rituel répétitif et figé que nous devons attribuer à la symbolique de cet événement face à un autre rituel qui se répète régulièrement dans le temps: secrétées par les souffrances sociales ou économiques, émergent à nouveau dans nos sociétés des mouvements extrêmes qui désignent à la vindicte publique leurs boucs émissaires.

Les lois de Nuremberg marginalisaient pour détruire les groupes qui ne répondaient pas à leurs normes: juifs, tziganes, homosexuels ou handicapés mentaux.

La liste des cibles a changé, les méthodes sont restées.

Et si nous sommes ici ce soir, c'est afin que les leçons de l'histoire ne s'estompent pas avec le temps, pour rappeler les six millions d'individus qu'une idéologie démente a fait disparaître

dans un enfer planifié, dans un massacre systématique, industrialisé et cauchemardesque.

C'est l'avertissement que doivent scander chaque année et les rares rescapés de cette époque et ceux qui ont décidé de perpétuer la mémoire en disant clairement à leurs contemporains: „rien n'est jamais acquis.“

Et lorsque avec notre génération aura disparu tout un pan de la mémoire collective, doivent émerger de nouveaux déclencheurs d'alertes capables de détecter les signes précurseurs de nouvelles shoahs. C'est l'occasion de prévenir que nos démocraties sont fragiles et que nous ne sommes pas à l'abri d'une répétition de l'horreur.

Oublier, c'est permettre au mensonge de falsifier l'histoire et laisser libre place aux fossoyeurs

négationnistes et révisionnistes. Mais la sauvegarde de la mémoire n'est pas un but en soi.

Elle est le terreau et le point de départ d'une immense réflexion sur les raisons, sur les idéologies qui ont permis la mise en place des mécanismes de la Shoah afin d'identifier les prémices de ce qui pourrait lui ressembler afin de nous y opposer de toutes nos forces.

Et si nous savons aujourd'hui que si l'évocation de la shoah doit être pérennisée par des monuments, par des mémoriaux et par des cérémonies comme celle à laquelle nous participons aujourd'hui, c'est obligatoirement par la pédagogie, par l'enseignement auprès des jeunes générations que doit s'instaurer la connaissance des mortelles dérives du passé afin

de s'opposer à toutes les formes de crimes contre l'humanité.

Que cette cérémonie de commémoration nous permette ce soir de rendre hommage aux victimes innocentes d'un système qui avait fait de la mort une industrie, à tous ceux qui, d'une manière ou d'une autre ont osé s'opposer à la mainmise de l'ennemi sur le territoire et sur les âmes, résistants ou réfractaires, à tous ceux, hommes et femmes de toutes confessions, de toutes croyances ou non-croyances qui ont payé de leur liberté ou de leur vie leur refus de s'incliner, aux résistants, aux prisonniers, aux déportés, aux enrôlés de force, comme à tous les autres qui, de Cinqfontaines à Auschwitz, de Hinzert à l'enfer, ont ensemble cheminé vers la souffrance et la mort.



Foto: Tania Feller

### Info

Toute l'équipe de MemoShoah travaille à titre bénévole. Nos nombreux projets requièrent cependant des fonds souvent substantiels. Voilà pourquoi tout don, toute cotisation et tout subside sont très importants. En l'absence d'aides étatiques, ils constituent nos seules recettes. La cotisation 2016 (minimum 25 euros) peut être transférée au crédit de notre compte CCPL LU97 1111 7023 1737 0000. Nous vous en remercions d'avance.